Taschen-Bibliothek
der
wichtigsten und interessantesten
See- und Land-Reisen,
von der
Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere
Zeiten.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen
Abbildungen.

Verfaßt
von
Mehren,

und herausgegeben
von
Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

---

66. Bändchen.

Mit einer Charte.

II. Theil. 3. Bändchen von Afrika.

Nürnberg.
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1831.

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten Reisen

durch

Afrika.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

Mehren,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

II. Theil. 3. Bändchen.

Nürnberg,
Verlegt von Heinrich Haubenstricker.
1831.

Reise des Abbé Nikolaus Ludwig de la Caille, ehemaligen Mitgliedes der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung in den Jahren 1750 — 1754. A. d. Französischen übersetzt *).

Vorrede.

Nikolaus Ludwig de la Caille wurde geboren den 14. März 1713 zu Rumigni im Bisthume Rheims, 2 Stunden von Rosoy, wurde zu Nantes an der Seine im Kollegium bis zur Rhetorik 1729 unterrichtet, kam dann nach Paris in das Kollegium von Lisieux, wo er die meiste Zeit dem Lesen vieler Bücher über Geschichte, Alterthümer, Mytholo-

*) Die erste Ausgabe geschah zu Paris bei Guillyn 1763. 12., die zweite bei Nyon 1776. 12. in 2 Bänden, nebst dem Muster seines Lebens und Charakters.

gie ꝛc. widmete. Er studierte 2 Jahre Philosophie, 3 Jahre Theologie und wurde bei der Prüfung aus denselben für die Magister-Würde 1736 so geneckt, daß er seinen früheren Entschluß für Mathematik ausführte. Ihm gelang sogleich auf die Sternwarte Cassini's zu kommen, weil er im Kalkul eben so fertig als genau war. Im Mai 1737 machte er seine ersten Beobachtungen des Himmels; im Mai 1738 reiste er mit seinem zweiten Lehrer Maraldi, um die Seeküsten von Nantes bis Bayonne aufzunehmen, welches der Schifffahrt großen Vortheil brachte. Im Juli 1739 reiste er nach Perpignan, um einen neuen Mittagskreis nach Dünkirchen zu ziehen. Im November wurde er an das Mazarinische Kollegium zu Paris als Lehrer der Mathematik gerufen; er kam über Roussillon, Languedoc, Auvergne daselbst an, und arbeitete mit Cassini an der Berichtigung der Grundlinie Picard's, und an der Führung des Mittagskreises von Paris nach Perpignan. Im Juli 1790 begab er sich wieder nach Dünkirchen. Im Mai 1741 wurde er in die Akademie aufgenommen, und am Schlusse des Jahres gab er seine Anfangsgründe der Mathematik heraus, welche 5 Auflagen erhielten, und in das Spanische, Englische, Italienische und Lateinische übersetzt wurden. Er ließ in dem Mazarinischen Kollegium eine Sternwarte errichten, auf welcher er in wenigen Jahren die höchste Erfahrung und Uebung der größten Meister erlangte;

das Resultat seiner Beobachtungen wurde ohne seinen Namen 1744 von seinem Mitbruder heraus gegeben. Bald ließ er Vorschriften zum Studium der Astronomie erscheinen, welche vier Auflagen in französischer Sprache fanden, und zugleich in das Lateinische und Englische übersetzt wurden. Er verfaßte auch einen Leitfaden für die Beobachtung der Gestirne, und lehrte darin zugleich die Anwendung der nöthigen Werkzeuge. Auch hat er die Anfangsgründe der Mechanik, Optik und Perspektivkunst geschrieben. Im Jahr 1745 gab er neue Beobachtungen des Himmels mit Folgerungen über die Zusammenkunft des Saturns und Mars, 1746 — 1757 seine Ephemeriden des Himmels heraus. Der Minorit Feuillée war 1724 nach den kanarischen Inseln gereist, um die wahre Lage des ersten Mittagskreises zu bestimmen; de la Caille lieferte diese Reisebeschreibung im Auszuge 1746, und wurde durch ihren Inhalt zur Reise nach dem Vorgebirge ermuntert. 1747 übergab er der Akademie die Theorie des Kometen, welcher 1593 zu Zerbst beobachtet worden war, so genau, als hätte er ihn selbst beobachtet. Eben so prüfte er die Beobachtungen Walther's zu Nürnberg gegen das Jahr 1500, die Schiefe der Ekliptik jenen Zeit und die Polhöhe von Nürnberg, in einer besondern Abhandlung für die Akademie 1749, wie er seine Beobachtungen über die Verbergung des Alzyon, einer der 7 Sterne der Plejaden am 3. Jänner 1746 vorgelegt hatte. Im J. 1746 verfaßte er auch

eine Theorie der Kometen, nach der Beobachtung eines 1744 erschienenen; 1747, 1748, 1749 legte er weitere Beobachtungen vor, welche ihn als einen Argus schildern, dessen Blicken am Himmel nichts entgeht. Da man seit Chr. Columb keine besonderen Kenntnisse von der sogenannten südlichen Halbkugel des Himmels erlangt hatte, so entschloß er sich aus Liebe für die Erweiterung seiner Wissenschaften zur Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, als der südlichsten Gegend unserer Halbkugel, dessen Mittagskreis das mittlere Europa durchschneidet. Er reiste auf Kosten Frankreichs im Herbste 1750 dahin, und kehrte 28. April 1754 nach Paris zurück. Er übergab der Akademie viele wichtige Abhandlungen, ließ 1757 seine Grundlage der Astronomie, 1758 Sonnentafeln, 1760—63 seine Reisebeschreibung und Bouguer's Werk über die Steuermannskunst heraus. Zugleich erntete er noch die größte Ehre über seine Berechnung aller Sonne- und Mondsfinsternissen der ersten 1800 Jahre der christlichen Zeitrechnung für das unsterbliche Werk: L'Art de verifier les dates. Er starb 21. März 1762.

Jäck.

I. Am 21. October 1750, erzählt der Abbé de la Caille in seinem historischen Tagebuche, ging ich Abends 7 Uhr von Paris ab, und langte am 1. Nov.

Abends zu l'Orient an. Den 21sten, an welchem wir auf dem Schiffe, le Glorieux, aus dem Hafen l'Orient unter Segel gingen, bekam ich die See-Krankheit, welche 3 Wochen dauerte. Aus Furcht auf die Insel Porto Santo zu gerathen, zogen wir am 2. Dezember die Segel ein, und fuhren nur mit dem großen Segel; ein Gleiches thaten wir den 4ten, um nicht auf die Inseln Salvages zu stoßen. Den 12. Dez. segelten wir gegen West, um St. Jago wahrzunehmen. Den 13ten machten wir Anstalt eine Monds-Finsterniß zu beobachten. Herr Dapres beobachtete mit seinem englischen Quadranten in den, nach meiner Sekunden-Uhr, bestimmten Augenblicken die Entfernung des Syrius von dem Meeres-Horizonte.

Den 6. Januar 1751 fuhren wir über die Linie, wo ich verschiedene Beobachtungen über die Längen, und eine über die Neigung der Magnet-Nadel anstellte. Aus diesen Längen und aus jenen von Rio-Janeiro erhellt, daß wir nicht so weit nach West gekommen zu seyn glaubten, als wir wirklich waren. Ebenso schätzten wir uns, da wir in der Gegend der Inseln des grünen Vorgebirges waren, um ein Großes weniger nach West gelangt zu seyn, als wir waren. Wir mußten 6 Grade weiter, als wir glaubten, nach West getrieben worden seyn. Den 23sten erblickten wir zwei Berge, welche die Insel an der Spitze des Vorgebirges Frion bilden; den 26sten Nachmittags liefen wir in die Bay von Rio

Janeiro und ankerten bei der Schlangen-Insel. Nach Beobachtung aller Förmlichkeiten durften wir erst einen Fuß an das Land setzen. Die Portugiesen sind äußerst aufmerksam, den Fremden allen Handel nach Brasilien zu verschließen. Gleich nach unserm Einlaufen kam ein Hauptmann nebst einem Sergeant und 8 Soldaten von der Besatzung an Bord unseres Schiffes und blieben, bis wir wieder aus der Bai ausgelaufen waren. Ueber dieses bewachten uns noch drei Korporalschaften in Kähnen, welche das Schiff umgaben.

Den 26sten kamen Justiz-Beamte, und fragten nach der Ursache unserer Landung. Würden unsere Beweggründe nicht gültig gefunden, bemerkten sie, so seyen unsere Schiffe konfiscirt. Wir kämen, sagten wir, um ein kleines Fahrzeug auf die Seite zu legen, um den Kiel und untern Theil ausbessern zu lassen, das uns begleitete, und nicht hätte einlaufen können. Den 28sten erhielten wir die Erlaubniß an das Land zu gehen. Jedoch konnten wir nichts aus dem Schiffe mitnehmen oder holen lassen, ohne schriftliche Zettel für jede Sache, welche wir nöthig hatten. Durch das Verwenden des Herrn Godin bei dem Statthalter erhielten wir die nöthige Erlaubniß und die Zettel.

Den 1. Februar brachten wir unsere Instrumente an das Land, und bezogen eine Wohnung in der Pa-

ter Noster-Gasse, welche von der Kirche der Schwarzen bis an das Meer geht.

Rio Janeiro, ein sehr beträchtliche Stadt mit ungefähr 50,000 Einwohnern, hat ziemlich schöne und sehr gerade Straßen. Die Thüren und Fenster der Häuser sind mit Jalousien verdeckt; die Häuser selbst gewöhnlich 2, zuweilen auch 3 Stockwerke hoch, sind alle mit Ziegeln gedeckt. Die ziemlich schönen, aber nicht besonders hohen Kirchen sind inwendig mit Zierathen und vergoldeter Bildhauer-Arbeit so überladen, daß man fast nicht errathen kann, was sie vorstellen. Sie sind auch sehr dunkel; weil das Licht nur durch ein großes, breites Fenster oberhalb der Thüre einfällt.

Fast an allen Kreuzwegen steht in einer Nische das Bild der h. Jungfrau. Die Nische ist vergoldet, mit Spiegelglas und einem schönen Vorhange verschlossen. Das Ganze ist mit einem Himmel von ganz gutem Geschmacke bedeckt, und mit kleinen Bildern der Dankbarkeit umgeben. Hier versammelt sich das Volk an jedem Abende um den Rosenkranz zu beten.

Die Stadt hat einen sehr schönen Marktplatz im Angesichte des Hafens. Dieser und die Stadt vertheidigen 7 Forts; nämlich St. Croix und St. Jean am Eingange der Bay, Villegagnon und St. Dominique gegen die Mitte, das Fort auf der Schlangen-Insel, welches die Mitte des Hafens und der Stadt deckt, und endlich das Fort der Bene-

diktiner und St. Jakob, welche an beiden Enden der Stadt und des Hafens liegen.

Die Bay von einem weiten Umfange und einem vortrefflichen Grunde ist ganz mit hohen und mit Gehölz bedeckten Bergen umgeben. Rund um die Bay erheben sich Wohnungen, wie auch in den Thälern der Berge und auf den vielen Inseln, mit welchen die Bay besäet ist.

Der Boden ist außerordentlich fruchtbar; Pomeranzen- und Citronen-Bäume sind sehr gemein. Es gibt auch viele Bananas, Gujave, Acajou, Mängel- und Kokos-Bäume ꝛc. Die Nahrungsmittel des größten Theiles der Einwohner bestehen in Maniok-Mehl und in Fischen.

Die Weißen haben Kleider von Tuch; der gemeine Mann trägt eine Weste, und hüllt den ganzen Leib in einen weiten Mantel. Die Justiz-Beamten unterscheiden sich durch einen Stock, welchen die Vornehmen an ihrem linken Arme über dem Ellenbogen tragen; die Unterbeamten oder Bedienten tragen ihn an dem Knopfloche der linken Rocktasche. Die Offiziere tragen, wenn sie trauern, eine Scherpe von schwarzem Flor um ihren linken Arm. Die Doktoren der Theologie, der Rechts- und Arznei-Wissenschaft tragen gemeiniglich Brillen auf der Nase, um sich den Vorübergehenden desto ehrwürdiger zu machen. Die meisten Sklaven haben die Krätze. Gewöhnlich gehen sie, die Beinkleider ausgenommen, nackt.

Wenn sie frei geworden sind, so tragen sie ein Kleid und einen Mantel von Tuch. Die Frauenspersonen tragen einen Weiberrock und ein Hemd, dessen Ober-Theil vorn offen, aber bei dem Hals-Kragen zusammengebunden ist, fast wie unsere Mannshemden. Bei Tage wagen sie nicht, auf der Straße zu erscheinen. Wenn sie die Freiheit erhalten, des Abends auszugehen, und den Rosenkranz zu singen, so nehmen sie ein großes wollenes Tuch um den Leib, welches ungefähr 2 Ellen lang und eine breit ist. Es wird so gelegt, daß die Diagonal-Linie über die Mitte des Rückens hinabgeht. Ein Zipfel hängt, fast wie die Mönchs-Kappe der Karmeliter und Augustiner, herab; der entgegengesetzte Zipfel dient zur Einhüllung des Kopfes, und die beiden übrigen bedecken die Schultern und Arme, und kreuzen sich auf der Brust. Diese Tracht ist sehr unbequem, denn sie muß fast alle Augenblicke in Ordnung gebracht werden. Die Negerinnen tragen einen schwarzen Hut zum Schutze gegen die Hitze der Sonne.

Ein Mann geht niemals mit seiner Frau auf der Straße; er geht einige Schritte voraus mit dem bloßen Degen unter dem Arme oder unter dem Mantel. Die Frau kann von einigen Verwandtinnen begleitet werden, und hat verschiedene Neger- oder Mestizen-Sklavinnen zu ihrem Gefolge, welche in einer Reihe nach einander gehen, in einem weiten langen Rock gekleidet sind, und ein Nesseltuch um den Kopf haben.

Es ist wenig gesellschaftlicher Umgang in der Stadt, aber die Schwelgerei groß. Die Geistlichen und Mönche ergeben sich allen Ausschweifungen, der Unordnung und dem Aberglauben. Es gibt eine Art büßender Layen, welche in der Nacht mit einem schweren Kreuze auf dem Rücken durch die Straßen gehen, und eine starke Kette nachschleppen. Ihre Aufführung ist bei Tage so ärgerlich, als sie Nachts erbaulich ist. Mein Schlaf wurde durch das Geräusch ihrer Ketten und durch das Geschrei, mit welchem sie um Barmherzigkeit flehten, oft gestört. Der Mord ist sehr gemein, und bleibt fast allezeit ungestraft. Dies soll jedoch durch ein Gericht des Königs von Portugal anders werden.

Als wir bei dem Statthalter, welcher hier General heißt, speisten, gab man uns sehr kleine viereckige, schmutzige oder schon gebrauchte Servietten. Die Gerichte bestanden fast nur aus Fischen. Gleichwohl ist er ein sehr reicher Herr, welcher sich viel darauf einbildet, Lebensart zu verstehen.

Den 23. März schoßen wir einen Seevogel, welchen die Franzosen Mouton nennen. Er wog 11 1/4 Pfund; seine ausgebreiteten Flügel waren von dem Ende des einen bis zum Ende des andern 8 Schuhe 4 Zoll, und von der Spitze des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes 2 Fuß 11 Zoll lang. Seine Federn sind gegen das Ende grau, und gegen den Kiel, wo er sehr feine Dunen hat, ungemein weiß; sie

liegen sehr enge und geschlossen an einander; unter dem Bauche und unter den Flügeln ist er weiß. Wir sahen dergleichen Vögel seit unserer Abreise von Rio Janeiro fast alle Tage.

II. Den 12. April war auf der Seite der uns in Osten liegenden Bay Saldanha Land zu sehen. Den 13ten lavirten wir ohne den Wind der Insel Assen gewinnen zu können, deren Breite nur 33° 30′ beträgt. Am Abende des 16. Aprils hatten wir völlige Windstille, der Himmel war ungemein klar und heiter. Nachdem ich meine Uhr in dem Augenblicke, da der Mittelpunkt der Sonne den Horizont der See berührte, auf 5 Uhr 33 Minuten gestellt hatte, sah ich, wie die Dämmerung sich sehr genau um 6 Uhr 53 Minuten endigte. Sie erschien, als ein Zirkelbogen so regelmäßig wie der schönste Nordschein, und durch den dunklen Zirkelschnitt abgeschnitten. Nach dem Ende der Dämmerung erblickte ich den Zodiakalschein, welcher sich über die Sternbilder der Stiers und der Zwillinge verbreitete, und sich an seinem Ende mit der Milchstraße vermischte. In der Nacht fiel der Thau so häufig, daß unsere Segel ganz naß waren, das Verdeck ganz schlüpfrig, wie mit einem sehr dünnen flüssigen Schlamm überzogen, und alles Geräthe feucht zu fühlen war.

Nachdem ich am Abende des 17. Aprils meine Uhr nach dem Untergange der Sonne gestellt, und über dieses mehr als eine Höhe des Syrius von 60°

40′ um 6 Uhr 38 Minuten nach meiner Uhr beobachtet hatte, bemerkte ich, daß die Dämmerung um 6 Uhr 65 Min. aufhörte. Den 18. April verbarg uns ein dicker Nebel das Land, welches wir erst um 4 Uhr Nachmittags in einer Entfernung von 3 Meilen entdeckten. Als wir den 19ten den beiden Spitzen, welche die Mündung der Holzbay bilden, gegenüber waren, beobachtete man, daß die Linie, welche sie mit einander vereinigt, zu Mittage, als wir uns sehr nahe bei der Landspitze an dem Rücken des Löwen (auf dem Löwen-Gebirge am Vorgebirge der guten Hoffnung) befanden, 6 Grade ostwärts abwich. Die Breite wurde aus Beobachtung 33° 57′ befunden. Wir legten uns um 1 Uhr auf der Rhede des Vorgebirges vor Anker, und dem Untergange der Sonne zu Folge war die Abweichung der Magnet-Nadel wenigstens 19 1/4 Grad.

Den 20. April begab ich mich an das Land, und bezog den 21sten ein Quartier bei Herrn Bestbier, bei welchem ich einen bequemen Platz zum Beobachten fand. Auf diesem ließ ich eine Sternwarte bauen, um meine Instrumente aufzustellen.

Den 3. Mai nahm ich verschiedene Messungen auf dem Tafelberg vor. Der Teufelsberg ist von dem Tafelberge nicht getrennt; es ist in der That nur ein und derselbe Berg, bloß ein kleiner Grund trennt sie von einander. Alle 3 Berge (der Löwen-, Tafel- und Teufels-Berg) bestehen aus augenscheinlich horizontal liegenden Ber-

gen. Den 11. Mai machte ich einen Spaziergang am Fuße des Tafelberges. Dieses ist ein mehr als 400 Toisen langer und 600 breiter Raum, welcher mit unordentlich umher geworfenen Steinen bedeckt ist, welche aussehen, als ob es Trümmer des eingestürzten nördlichen Theiles vom Berge wären. Jenseits dieser Steine nach der Stadt ist das Land so voll von Quellen, daß man nicht trockenen Fußes bis an den Berg gehen kann. Den 17. May besuchte ich den Garten der Kompagnie, welcher 996 Schritte lang, und 261 breit ist.

Den 6. September führte mich Bestbier auf sein Landgut im Bezirke Groene-Clof, welches ungefähr 12 Meilen nördlich vom Vorgebirge ist. Ich fand den Boden fast überall bequem, um große Grundlinien zu messen, von dem Vorgebirge bis zu dem Blaeuberg, und bis zu einer west-nord-westwärts streichenden Kette von Bergen, 7 — 8 Meilen von dem Blaeuberg. Den 7ten war ich auf einem von den Bergen der erst gedachten Kette. Er heißt Kapocberg, sein Gipfel ist eben, überall mit Gras bewachsen, und sehr leicht zu besteigen. Hier sah ich die ganze Seeküste von Hout-Bay oder Holz-Bay bis über die Bay Saldanha hinaus, ferner von dem Fuße dieses Berges ausgehende unübersehbare Flächen von Nord bis beinahe 30 Grade gegen West. Ein sehr weit entfernter Berg, dessen eines Ende fast gerade im Norden liegt, ist sehr bequem

um die Ausmessung eines Grades bei demselben zu beendigen. An demselben Tage bestieg ich den spitzigern Contreberg, welcher 11/2 Meilen von dem vorigen entfernt ist.

Der Tafelberg ist zwar sehr steil, aber doch wegen einer großen Kluft gegen die Mitte des Berges ein wenig weiter nach Westen, nicht schwer zu besteigen. Vom Vorgebirge kam ich in weniger, als 3 Stunden auf dasselbe. Der Fuß besteht bis fast zu einem Drittel seiner Höhe aus einer steinigen, mit Pflanzen und Gesträuch bewachsenen Erde; das übrige bis zum Gipfel ist ein bloßer Haufe von Steinen, deren Lagen völlig horizontal sind. Die Kluft ist sehr tief, sie fängt ungefähr in 2 Fünftheilen der Höhe des Berges mit einer Breite von 50 — 60 Schritten an, und wird je weiter man zum Gipfel kommt, immer enger, so daß sie zuletzt nicht breiter, als 5 — 6 Schritte ist. Sie ist gleichfalls mit Steinen, Erde und Strauchwerk bis an den Gipfel bedeckt. Auf dem Gipfel befinden sich verschiedene, sehr ebene mit Gras bewachsene, ziemlich horizontale Plätze, welche durch Felsen von einander getrennt sind. Einige sind platt, und haben eine nach der Wasserwage liegende Oberfläche, die meisten aber bilden einen Eselsrücken in horizontaler Lage. Der Rand des Berges macht ein wenig einen Bogen, dessen hohle Seite nach dem Vorgebirge gekehrt ist. Auf der ebenen Fläche ganz oben

auf dem Gipfel sind ziemlich hohe Steinlagen, welche man auf dem Vorgebirge nicht sehen kann.

Der Gipfel dieses Berges erstreckt sich von Ost nach West mit einer Abweichung von ungefähr 9 Graden nach Nord; ein Arm desselben, welcher gegen die Mitte des Berges beginnt, streicht südwärts und endigt sich bei der Holzbay. In den Felsenhöhlungen findet man Wasser, und gegen den östlichen Theil, der falschen Bay gegenüber, entquillt aus einem großen Brunnen ein ziemlich großer Bach. Man hat auf allen Seiten eine weite Aussicht, außer auf der Ostseite, auf welcher sie durch eine 15 — 18 Meilen entfernt liegende Kette von Bergen eingeschränkt wird. Gegen Süden sieht man auf allen Seiten Meer, den Horizont desselben aber erblickt man nirgends, als 22 Grade von Nord nach West.

Den 22ten Oktober schickte ich Briefe, Vögel, Saamen und Muscheln auf einem Schiffe ab, welches nach Middelburg unter Segel ging. Den 24ten untersuchte ich das Sternbild des Schiffes, welches Hallen verstümmelt hat, um seinen Karls-Baum zu bilden. Den 27ten besuchte ich einen Wohnplatz, welcher Sachsenburg hieß, und 6 Meilen östlich von dem Vorgebirge liegt.

Den 1ten November wohnte ich der Musterung bei, welche über die Landsoldaten der beiden Distrikte Stellenbosch und Drakenstein gehalten wurde.

Stellenbosch ist ein Dorf mit 30 Häusern und 1 Kirche.

Die zwei Hauptstraßen, aus welchen es besteht, sind auf beiden Seiten mit schattigen Eichen besetzt. Auch durchläuft ein Fluß das Dorf. Dieser liegt in einem großen Thale, welches rings mit sehr hohen Bergen umgeben ist, mit Ausnahme der Süd-West-Seite, wo die Aussicht auf die False-Bay geht. Den 3ten November bemerkte ich den Tafelberg mit einem Haufen sehr weißer, aber ungemein dichter Wolken bedeckt. Während der Nacht zerstreuten sich diese nach und nach, der Wind trieb einige Theile nach Nordwest, so zwar, daß um 4 Uhr nichts mehr davon zu sehen war. Hierauf ließ die Heftigkeit des Windes nach, und er war den übrigen Theil des Morgens ganz mäßig. Das Barometer stand beständig auf 28 Zoll 3 Linien. Dergleichen Anhäufungen der Wolken beobachtete ich auch auf den Bergen von Hottentotts Holland, von Hanglipan. Diese Berge bleiben nicht so lange bedeckt, wie der Tafelberg.

Den 6. Dezember sah ich bei Herrn Dessin das Horn eines Rhinozeros, welches von der Spitze bis an seine Wurzel, diese abgerechnet, 26 Zoll lang war. Die Wurzel mochte 8 — 9 Zoll betragen. Das Horn des Rhinozeros ist beinahe von derselben Beschaffenheit, wie das Horn eines Ochsen. Es besteht aus weißen Fibern, und läßt sich leicht in Späne zertheilen.

Am Ende dieses Monats und im Anfange des folgenden kamen sehr viele große Elephanten bis an den Fluß Bergrivier.

Der Kopf eines Fluß-Ochsen oder Nilpferdes, welchen ich sah, war so erstaunlich groß, daß kaum 2 Menschen ihn zu tragen im Stande waren, obgleich er ausgetrocknet war.

III. Den 7. Januar 1752 aß ich ziemlich reife, weiße Trauben vom Spaliere; den 17ten das Ei eines Pinguin. Es ist beinahe noch einmal so groß, und runder als das Ei einer Henne. Das Weiße in demselben bleibt, auch wenn das Ei hart gesotten ist, durchsichtig, blau, und wie eine Gallerte.

Es schmeckt weit besser, als ein Hühnerei; die Dotter aber hat einen pfuhlichten Geschmack; die Schale ist vollkommen weiß, einige jedoch haben zuweilen blaue Flecken.

Im Monate Februar hat fast Jedermann einen starken Schnuppen, auch sind Katharre und Flüße auf der Brust sehr häufig. Den 22. Februar stieg um 1/21 Uhr Mittags die Hitze auf 35 Grad in einem Reaumürmischen Thermometer mit Weingeist.

Den 8. April wurde die hundertjährige Gründungs-Feier der holländischen Kompagnie auf dem Vorgebirge gehalten.

Den 19. May gingen wir über die Tyger-Berge durch das in der Mitte derselben liegende Thal, welches von Nord-West nach Süd-Ost geht.

Von hier kamen wir über ein fast ganz ebenes Land nach Drakenstein.

Drakenstein liegt in einem sehr langen und weiten Thale, welches sich von Süd nach Nord-West zieht, und von dem westlich gelegenen schwarzen Berge und von dem großen, sehr weit gegen Norden von dem Falsegebirg laufenden Ketten-Gebirge eingeschloßen wird. Auf beiden Seiten dieses Thales ist eine große Menge von Wohnungen und Höfen, deren Bewohner vorzüglich den Weinbau treiben. Bäche, welche von den Bergen herabkommen und in den durch die Mitte des Thales laufenden Fluß, Berg-Rivier, fallen, bewässern die Weinberge. Dieser Fluß nimmt seinen Lauf längs der genannten Ketten-Gebirge bis zu dem Piquet-Berge; von da fließt er in westlicher Richtung bis in die Bay St. Helene. Ein wenig südlich von der Mitte des Thales steht die Kirche, ein Gebäude von schlechtem Ansehen. Süd-ostwärts von diesem großen Thale befindet sich ein noch kleineres zwischen den hohen Bergen Franzhuk. Hier ließen sich anfangs französische Flüchtlinge nieder. Diese Franzosen vernachläßigten durch den häufigen Umgang mit Holländern und durch Heirathen mit deutschen Frauen ihre Sprache so, daß vielleicht nach 20 Jahren, wie mich diejenigen, welche französisch sprechen, versichern wollen, Niemand in Drakenstein anzutreffen seyn würde, welcher französisch reden könnte.

Den 4. Juni nahm ich einen Plan von der Hout- oder Holz-Bay auf. Sie ist nur 600 Toisen breit, und 700 — 800 tief oder lang, von ihrer Mündung gerechnet bis an den Ort, wo sie am tiefsten in das Land geht. Sie ist ganz mit Felsen und Bergen umgeben, voll Klippen, und man kann nirgends landen, außer in der Mitte des Bassins, wo eine Sandbank ist. In dem an die Bay stoßenden Thale liegt eine sehr gute Wohnung und ein Landgut, welches dem Herrn le Sueur gehört.

Den 10. August errichtete ich ein Merkzeichen auf dem benachbarten Kapocberg, welcher seinen Namen von einem Strauche führt, dessen Blüthe eine Art von Watte ist, welche in Indien Kapoc genannt wird. Das Merkzeichen steht auf einem großen Felsen, an welchem sich nordwärts ein kleinerer anschließt. Dieser Felsen befindet sich gegen das westliche Ende des sehr platten Berggipfels; auf der gegen das Vorgebirge gekehrten Seite und einige Schritte weiter von diesem, steht Nord-nord-westlich ein anderer größerer, aber nicht hoher Felsen. Den 11ten ritt ich in die dem Contreberge gegen Nord gelegene Ebene, um einen bequemen Boden zur Absteckung und Messung einer Grundlinie zu suchen. Diese Fläche ist sehr groß, hat einen sehr gleichen und ebenen Boden, und ist ein wenig mit Gesträuche bewachsen. Den 13ten stieg ich in Begleitung von 6 Schwarzen auf Riebeek's Kastell, um daselbst ein Merkmal auf-

zurichten. Dieser ziemlich hohe und lange Berg kann auf seiner Abendseite bis zu seinem Gipfel bestiegen werden. Er erstreckt sich beinahe gerade von Nord nach Süd, auf der Ostseite ist sein Rücken sehr steil. Dieser Berg ist stark mit Gras bewachsen. Ueberall findet man eine große Menge ziemlich dicker und grosser Bäume von schwammichten Holze. Baviane und Murmelthiere halten sich in Menge an diesem Berge auf; auch soll es wilde Pferde daselbst geben. Obgleich er ziemlich dürre ist, so findet man doch um ihn herum 10 Landgüter, die ihr Wasser von benachbarten Quellen erhalten.

Den 9. September reiste ich mit Herrn Bestbier in einem Wagen ab, um die Gradmessung vorzunehmen. Abends kamen wir zu Groenkloof auf dem Landgute Contreberg an, und begaben uns den 11ten auf dem Piquetberg. Auf einem Wagen, welcher mit 6 Pferden bespannt war, führten wir unsere Lebensmittel und Betten; auf einem andern, welchen 10 Ochsen zogen, waren unsere Instrumente. Wir hatten ferner 10 Sklaven, theils um die Wagen zu führen, theils um den Quadranten auf den Berg zu tragen. Mittags speisten wir zu Nylkraal, und Abends nahmen wir unser Quartier in dem Landgute Schaafsplatz-Fonteyn. Den 12ten kamen wir an eine Ueberfahrt des Flußes Bergrivier nicht weit von dem Landgute Rietkloof. Der Fluß ist hier sehr tief, aber nicht gar breit. Wir mußten alles

abladen, unsere Kisten und Gepäcke, Stück für Stück überschaffen, dann die Wagen in das Wasser lassen, und hernach wieder mit den Ochsen herausziehen. In dem Orte Groen-Fonteyn, welcher eine gute Stunde von diesem Landgute entfernt ist, wurde übernachtet.

Den 13ten September kamen wir nach 3 Stunden auf dem Landgute Klip-Fonteyn an, welches an dem Fuße eines ungenannten Berges liegt, und sich mit dem Rücken an den Piquet-Berg anlehnt. Das Land ist auf diesem ganzen Striche dürre, fast überall angebaut, mit Gesträuch und holzigen Pflanzen bedeckt. Der Boden besteht aus Sand, und an manchen Stellen aus Felsen. Ueberhaupt hat die ganze Gegend nicht die geringste Anmuth. Am 14. brachte man uns einen Stinkdachs, welcher ein Männchen war, und alt schien. Er hatte die Gestalt und Größe eines mäßigen Dachshundes, und war von der Spitze der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes gerade 2 Fuß lang; seine 12 — 15 Linien langen Haare waren unter dem Bauche und an den Pfoten schwarz. Von den Augen bis auf die Mitte des Schweifes waren dieselben weisgrau; das Ende des Schweifes hatte eine schwarze Farbe. Zwei weiße 1 — 11/2 Zoll breite Streifen trennten den langen weisgrauen Mittelstrich des Rükens von dem schwarzen des Bauches. Kopf und Schnautze waren einem Hunde ziemlich ähnlich, die Schnautze kurz, ein wenig spitzig. Dieses Thier hat keine vor-

stehenden Ohren, aber zwei längliche perpendikulär gegen die Oeffnung des Maules gerichtete Löcher oder Spalten, in welche das Fell geht. Der Schwanz war ungefähr 8 Zoll lang, die Pfoten kurz. Die vordern Pfoten hatten scharfe Klauen, welche einen Zoll weit herausgingen; die hintern hatten ganz kurze Klauen, wie bei den Hunden. Von den Hunden verfolgt, spritzt der Stinkdachs einen sehr stinkenden Saft öfters aus, wird aber endlich ganz erschöpft.

Den 8. 9. u. 10. Oktober blieb ich auf Riebeek Kasteel, wo ich vom Rauche, von der Kälte und Nässe viel auszustehen hatte, weil ich weder Zelte, noch Decken und Matratzen hatte. Den 16ten verließ ich den Berg, nachdem ich neun Tage und eben so viele Nächte ununterbrochen auf demselben zugebracht hatte. Wegen Annäherung der Gersten-Ernte faßte ich den Entschluß, die Unterhaltung der Feuer auf dem Piquetberge auszusetzen, nachdem ich die Grundlinie gemessen hatte, wozu mir viele Leute nöthig waren. Den 17ten schliefen wir Nachts auf der Ebene, ein Tuch an 4 aufrecht stehenden Stöcken befestigt, sollte uns vor der Nachtluft bewahren. Auf diese Art brachten wir die 3 folgenden Nächte zu. Den 26ten begab ich mich auf Einladung des Statthalters nach Rondbosch, wo er mir den Garten Nieuland und das Lusthaus zeigte, welches er im vorigen Jahre in demselben erbauen ließ.

Den 6ten November überreichte ich dem Statt-

halter einen Aufsatz, welcher eine umständliche Beschreibung dessen, wie ich bei der Ausmessung eines Grades zu Werke gegangen bin, enthielt. Nachdem Tulbag meinen Entwurf gebilligt, und den Artillerie-Hauptmann Müller zum Zeugen meiner Arbeiten ernannt hatte, bot mir Bestbier, mein Miethsherr, auf eine edle Weise seine Wagen zur Fortschaffung meiner Instrumente und seine Sklaven zu meiner Hülfe an, und vertrat zugleich bei mir die Stelle eines Dolmetschers.

VI. Den 1. Januar 1753 sah ich auf einem bei den Kaffern gebräulichen Instrumente spielen. Es besteht aus 12 rechtwinklichen Brettstücken, deren jedes 18 — 20 Zoll lang ist. In der Breite werden sie von dem ersten an, welcher ungefähr 6 Zoll breit ist, bis zum letzten, welches nicht über 2 1/2 Zoll haben wird, immer schmäler. Diese kleinen Bretter liegen auf 2 Dreiecken neben einander, an welche sie mit ledernen Riemen so befestigt sind, daß das ganze Instrument eine Art von Tafel, welche 4 Fuße lang und 20 Zoll breit ist, vorstellt. Unter jedem Brettchen ist ein Stückchen von einer Kallebasse (ausgehöhlten Kokosschale), welches an dasselbe befestigt ist, um ihm eine Resonanz zu geben. Dieses Instrument wird mit 2 hölzernen Hämmern, welche an Gestalt und Größe den eisernen Hämmern der Blei-Arbeiter ähnlich sind, gespielt. Es hat einen ziemlich hellen Klang,

und man kann auf seinen 12 Tönen eine große Menge Arien spielen.

Den 29. Januar war ich zu Constantia, einem berühmten Weinberge, welcher aus 2 Wohnhöfen besteht; einer ist alt, der andere von neuerer Bauart, und in dem Geschmacke der gewöhnlichen Wohnhöfe und Landhäuser angelegt. Sie liegen beide in einem Grunde, der erstere steht höher als der andere; man hat auf demselben einige Ansicht auf die Falsebay; der andere hat gar keine Aussicht. Sie sind reichlich mit Wasser versehen, und die Obst- und Küchen-Gärten sehr fruchtbar.

Den 4. März legte sich das französische Schiff, der Herzog von Parma, an dem Vorgebirge vor Anker, und ich erhielt einen Brief, welchen mir Frudaine geschrieben hatte. In diesem erhielt ich vom Herrn Siegelbewahrer die Erlaubniß so viel Kosten-Aufwand zu machen, als ich zur Beförderung der Wissenschaften für gut finden würde.

V. Den 8ten ging ich auf dem Boote des Herrn von Ruyter von dem Vorgebirge ab, um an Bord des Schiffes le Puisieux zu gehen und meine Reise nach Isle de France und Isle de Bourbon anzutreten. Wir entdeckten den 16. April die Insel Rodrigue, den 18ten die Insel Ronde, dann Isle de France, und ankerten bei dem Eingange des Hafens.

Isle de France, wurde anfangs von den Por-

tugiesen entdeckt, welche wahrscheinlich Hirsche, Ziegen und Affen dahin gebracht haben. In der Folge nahmen sie die Holländer in Besitz, nannten die Insel St. Mauritius, gaben sie aber wegen ihrer vielen Niederlassungen in Indien 1712 auf. Die Franzosen, welche die nur 35 — 40 Meilen entfernte Insel Bourbon inne hatten, bemächtigten sich dann sogleich dieser verlaßenen Insel.

Nach meinen, auf dieser Insel angestellten geometrischen Messungen hat sie 90,668 Toisen im Umfange. Ihr größter Durchmesser, in der Richtung von beinahe völlig Norden zu Süden, ist 31,890 Toisen, und ihre größte Breite in der Linie von beinahe völlig Osten nach Westen, ist 22,124 Toisen. Ihre Figur ist so oval, daß das nördliche Ende länglicht, und das südliche platt zulauft. Ihr Flächen-Inhalt beträgt 432,680 Morgen, den Morgen zu 100 Ruthen, die Ruthe zu 20 Fuß. Dieses war der Gehalt der Fläche des Polygons, welches ich um die Insel beschrieben hatte.

Die Insel hat 2 sehr schöne Häfen; der gegen die Mitte der westlichen Küste der Insel liegende Port Louis ist kleiner als der Hafen Bourbon, welcher gegen die Mitte der östlichen liegt und sehr gegeräumig und sicher ist. Bei diesem ließen sich die Holländer nieder, und erbauten eine Art von Fort unter dem Namen Friederich Heinrich. Die Grundlagen und ein Theil der Mauern waren noch

1753 zu sehen, man schleifte sie aber damals, um ein sehr schönes Gebäude für den Befehlshaber des Hafens nebst der Besatzung aufzuführen.

Die Küste um die ganze Insel besteht aus Felsen. Der Seegrund ist in den Gegenden an der Küste mit Korallen, Madreporen und Muscheln bedeckt. Es gibt wenig eigentlichen Sand. Die Küsten sind mit vorliegenden Riffen eingefaßt, an welchen sich die Meeres-Wellen brachen. Manche derselben erstrecken sich an manchen Orten über eine Meile weit vom Lande.

Den größten Theil der Insel bedecken Berge, deren höchster nicht viel über 400 Toisen betragen. Der Hafen Louis ist halb mit Bergen umgeben. Unter den Bergen, welche den Hafen bilden, führen 2 den holländischen Namen Pietherboth und seine Frau. Der erste ist 420 Toisen über die Meeresfläche erhaben. Er endigt sich mit einem kahlen Fels-Obelisk, auf welchem ein großes beinahe kubisches Felsenstück liegt, welches aber dicker ist, als die Spitze, auf welcher er ruht. Von diesem sonderbaren Anblicke erhielt dieser Fels den Namen Pieterboths Hut. Der andere gegen West gelegene Berg ist 416 Toisen hoch, und endigt sich mit einem großen Felsen, welcher die Gestalt eines gestreckten Daumens auf einer Faust hat, und deßwegen le Pouce, der Daumen, heißt. Der Hafen Bourbon ist gleichfalls am Fuße einer Bergkette. Der höchste Berg derselben ist 322 Toisen hoch, und führt den Namen Bambu. Die Nord-

westseite der Insel ist merklich eben, die südwestliche aber ganz mit Ketten von 300 — 350 Toisen hohen Bergen bedeckt; der höchste unter allen 424 Toisen; er liegt an der Mündung eines Baches, welcher der kleine schwarze Fluß heißt.

Der Boden der Insel ist ziemlich gut, aber mit einer erstaunlichen Menge schwarzgrauer Steine von verschiedener Größe bedeckt. Sehr viele sind wie ein Sieb durchlöchert. Die meisten enthalten viel Eisen; die Oberfläche der Erde ist voll Eisen-Minen. Viele Bimssteine, besonders Lava auf der Nordküste, tiefe Grüfte und andere Anzeigen, zeugen von einem ausgebrannten Vulkan. Die Insel ist fast ganz mit Wäldern bedeckt, welche ziemlich schön, besonders auf der Süd-Ostseite der Insel sind. Die in denselben befindlichen Fougen *) und andere Arten von Lianen machen den Durchgang sehr beschwerlich.

Die vornehmsten Bäume nach der Benennung der Einwohner sind: Der Palmist, der Latanier, der Vacoa, der Moport und der Rattenbaum mit großen und kleinen Blättern. Diese beiden Arten geben das schönste rothe Holz auf der Insel. Der Zimmet- oder Kanel-Baum ist ein großer Baum, welcher ein ziemlich zähes, geschmeidiges und leichtes Holz hat. Die-

*) Fouge ist eine größere und dickere Art von Lianen, mit starker Rinde, und hat einen Milchsaft, welcher bei Wunden sehr dienlich ist.

ser Name bedeutet keinen Zimmet-Baum, oder eine demselben ähnliche Gattung. Der Oliven-Baum ist keine wirkliche Olivenart, sondern hat nur ein dem Oliven-Baume ähnliches Blatt. Der Milchbaum (bois de Lait) gibt einen weißen, klebrichten Saft, wenn man ihn abhaut oder abbricht. Der Kolophonienbaum, einer der dicksten und höchsten Bäume der Insel schwitzt ein Harz aus, welches aber kein eigentliches Kolophonium ist. Der Benjoin-Baum, welcher mit jenem auf den Inseln Sunda und auf den Molukken nicht die geringste Aehnlichkeit hat, bekommt niemals Risse, und ist ganz vortrefflich zu Wagner-Arbeit; ferner der unächte Tacamaca, der Rondebaum, das Ebenholz, der Stinkbaum, der sauere Citronen-, der Farrenkraut-, der Mangel-, und der Sammt-Baum.

Mehr als 60 Bäche, welche in dem südlichen Theile der Insel sehr nahe bei einander sind, bewässern Isle de France. Auf der Insel findet man viele Teiche süßen Wassers, aus welchen die Bäche entspringen. In den Bächen fängt man Chevretten, Aale, Flußkarpfen; in den Pfützen und tiefen Tümpeln Aale, welche zuweilen 5—6 Zoll dick und 4—6 Fuß lang, sehr gefräßig sind, und oft diejenigen auf den Grund ziehen, welche so unvorsichtig sind, sich in diesen Pfützen zu baden.

Der Hay, der große Roche, und der Meerteufel werden unter den bekannten Fischen an der Küste am

häufigsten angetroffen. Man findet hier oft große Seeschildkröten und Seekühe. Auf Isle de France gibt es viele Austern, deren Schalen so wunderlich gestaltet sind, daß man sie mit dem Hammer öffnen muß. Der schmackhafteste Fisch, welchen ich gegessen habe, ist das Wasserhuhn (poule d'eau) eine Art kleiner Tornbutte, dessen Fleisch und Fett eine grüne Farbe hat.

Unter den Thieren findet man Hirsche, wilde Ziegen, wilde Schweine, Hasen, Affen in Menge, Ratten und Mäuse. Letztere richten das Getreide oft so zu Grunde, daß man dasselbe nicht ernten kann. Auf wohl verwahrten Ernte-Feldern stehen alle 6 Schritte Fallen.

Die gemeinsten Vögel sind: Die Fregatten, die Bubbis, Meer-Raben, Kaptauben, Flamingo, See-Lerchen, Tropik-Vögel mit rothem und weißem Schnabel, Papageien verschiedener Art; in den Wäldern Pintados, eine Art Amsel, zwei Gattungen Holztauben, deren eine sehr wohlschmeckend, aber der Gesundheit überaus schädlich ist. Einer Art Sperber, Hühnerfreßer genannt, fliegen die kleinen Vögel haufenweise nach. Man findet auch einige Bengalis, in den Ebenen 3 Arten Rebhühner. Endlich gibt es auch 2 Arten Fledermäuse, deren eine größer, als die andere ist. Die größere gibt einer jungen Katze von 2 Monaten nichts nach, sie ist in den Monaten April, Mai, Juni, Juli und August sehr fett, und wird, wie

die Hühner gekocht, um eine fette und schmackhafte Brühe zu bekommen.

Die beschwerlichsten und gemeinsten Insekten sind: Heuschrecken, Raupen!, Holzwürmer, Ameisen, Schaben, Skorpionen und Tausendfüße. In den Wäldern trifft man auch viele Ameisen-Löwen an. In den Gärten sah ich eine Art Wasserjungfer, welche auf dem Vorgebirge unter dem Namen Gott der Hottentotten bekannt ist, von welcher die Reisenden eine Menge Fabeln erzählt haben. Schlangen gibt es auf Isle de France nicht.

Die Pflanzen will ich übergehen, weil es mir an genügsamer Kenntniß der Botanik fehlt. Ich will bloß bemerken, daß man, um das neu aufgerißene Land zu Weideplätzen zu machen, eine Pflanze, Squine genannt, hieher gebracht hat. Sie wächst so hoch und dicht wie unser schönster Roggen, in etwas lichten Gehölzen und auf unangebauten Letten und erstickt alle andern Pflanzen, welche sie an Höhe übertrifft. Gegen Ende Septembers und August verdorrt sie, und wird von den Schwarzen angezündet. Das Feuer breitet sich so weit in einem Augenblicke aus, daß die Berge bei Tage mit Rauch bedeckt sind, und bei Nacht ganz in Feuer stehen. Dadurch leiden die Waldungen sehr.

Ungefähr der zehnte Theil der Insel wird umgerissen und angebaut. Man säet Waitzen, Gerste, Haber, Reis, Mais und Hirse. An manchen Orten wird

Zucker und sehr schöne Baumwolle gebaut. Wegen der Steine kann man das Land nicht pflügen. Oft wird das Feld sobald es abgeärntet ist, wieder von Neuem mit Saamen bestellt. In den Gärten werden die meisten europäischen Hülsenfrüchte und Küchengewächse gebaut, deren Saamen man von Frankreich, vom Vorgebirge und der Insel Bourbon kommen läßt. Obst gibt es wenig.

Der Mangel an Zuchtvieh macht, daß es keine Fleischbänke auf der Insel gibt. Man schickt alle Jahre 2 — 3 Schiffe nach der 100 Meilen gegen Osten von Isle de France gelegenen Insel Rodrigue, um 7 — 8000 Land-, und 5 — 600 See-Schildkröten zu holen. Das Fleisch und Fett der Landschildkröte ist vortrefflich und sehr gesund. Die Seeschildkröten sind nicht so wohlschmeckend. Dieser ganze Vorrath muß den Mangel der Fleischbänke für das Gouvernement und das Hospital ersetzen. Die Einwohner leben von Ziegenfleisch, Geflügel, Wildpret und Fischen.

Die Luft auf Isle de France ist gesund, gemäßigt und sehr kalt, besonders an hochliegenden Plätzen. Der Himmel ist nicht durchgängig auf der Insel gleich heiter. Gegen die Mitte der Insel regnet es fast alle Tage des ganzen Jahres; dadurch werden die Teiche und Bäche unterhalten, deren nur wenige austrocknen. Ungeachtet der Dürre im Sommer ist der Himmel selten recht klar. Fast beständig

erblickt man kleine Haufen von Wolken, welche von der Mitte der Insel kommen.

VI. Den 16. Januar 1754 setzte ich mich von Isle de France auf dem Schiffe le Bourbon ein, um nach der Insel Bourbon zu fahren. Tags darauf ankerten wir auf der Rhede von St. Denis. Herr Brenier, Befehlshaber der Insel gab mir ein kleines Haus, nebst einem Schwarzen zu meiner Bedienung.

Den 26. Februar begab ich mich an den Bord des Achilles, und erblickte den 15. April die Insel Ascension. Nachmittags stiegen wir an das Land, und lagerten uns ein wenig südlich von der Franzosen-Bay, in dem nord-westlichen Theil der Insel, dem gewöhnlichen Ankerplatze.

Die Insel Ascension, bei welcher gewöhnlich die französischen Schiffe bei ihrer Rückkehr aus Indien landen, ist klein, und wird von Nord nach Süd wenig über 3, und von Ost nach West nicht über 2 Meilen haben. Ganz augenscheinlich ist sie durch einen Vulkan gebildet. Sie besteht aus Bergen von mittlerer Höhe zu 100 — 150 Toisen; der größte auf dem süd-östlichen Theile der Insel, der grüne Berg, aber ist ungefähr 400 Toisen hoch, und hat einen doppelt länglichen Gipfel; alle übrigen endigen sich in eine ziemlich konische Figur, und sind mit rother Erde bedeckt. Das Land und ein Theil der Berge sind mit einer erstaunlichen Menge durchlöcherter Felssteine und

andern kalcinirten und sehr leichten Steinen besäet; viele derselben sehen wie Schlacken aus. Es gibt viele Bimssteine. Die Felsstücke liegen sehr unordentlich übereinander, und die meisten an dem Abhange der Berge. Sie setzen durch ihre Mürbe und Zerbrechlichkeit den unbehutsamen Wanderer in Gefahr, mit denselben hinabzustürzen und sogar unter ihren Schutt begraben zu werden.

In der Mitte der Insel und zwischen den Bergen sind Ebenen von sehr geringem Umfange. An Fluß- und Quellwasser ist gänzlich Mangel. Die Fläche der Insel sieht durchaus kahl, und ist unangebaut. Ich fand vier Arten von Pflanzen, welche nur hier und da einzeln standen. Sie sind: Portulak von einer sehr guten Gattung; Wolfsmilch mit ziemlich hartem Stengel, wenn er welk wird, eine Art Gras mit einem schmalen, langen und ein wenig gezähnten Blatte, wie Kannekraut; endlich eine Art Convolvulus welche nur auf dem Sande am Gestade des Meeres wächst, und auf Isle de France und Bourbon den Namen Patate à Durand führt.

Von den Vögeln trifft man in großer Anzahl die Fregatten, die Bubby, (Pelecanus piscator), und die Tropik-Vögel (Phaeton aethereus). Es gibt einige wilde Ziegen, Ratten, Mäuse und einige Fliegen; wenige Insekten, und einige kleine schwarze Ameisen und Käfer.

Die Küste besteht aus schwarzen, sehr harten Fel-

sen, oder aus aufgehäuftem Sande, welcher aus zerbrochenen Konchilien entstanden ist. Es sind lauter kleine abgerundete Körner von verschiedener Farbe. Die Hauptfarben sind weiß, gelb, karmoisin. Diese Körner sind an den verschiedenen Orten der Küste mehr oder weniger fein. An manchen Küsten sehen sie aus wie Anis von Verdun, an andern wie die feinsten Zuckerkörner dieser Stadt. Es gibt Stellen auf der Küste, wo die großen Körner derselben harte, 5—6 Zoll starke Steinlagen bilden.

Die wüste Insel Ascension, welche weder Holz noch Wasser hat, wird bloß wegen des Fanges der Seeschildkröten besucht. Der Fang geschieht also: Vier bis fünf Männer gehen Nachts längs der Gestade, und wo sie eine Schildkröte antreffen, welche ihre Eier in ein Loch im Sand legt, so legen sie dieselbe auf den Rücken. In dieser Lage müssen sie bleiben, bis sie an Bord gebracht werden. Bei der Insel fängt man auch viele Fische. Der gewöhnliche Ankerplatz ist einer Bucht auf der Nordwestseite der Insel gegenüber; der See-Grund besteht aus Sand, zerbrochenen Muscheln, Schneckenschaalen und Korallen.

Die Insel Ascension könnte einen Naturforscher lange beschäftigen und einem Philosophen viel Stoff zum Nachdenken geben. Während meines kurzen Aufenthaltes konnte ich sie nur aus dem Standpunkte betrachten, in wie weit sie ein wichtiger Ge-

genstand der Erdbeschreibung und der Nautik ist. Ich begnügte mich ihre Breite gehörig zu bestimmen.

Den 19. April begab ich mich wieder an Bord. Den 9. Juni legten wir uns unter der Insel Groix vor Anker, und liefen den 13. in dem Hafen l'Orient ein. Den 28sten kam ich zu Paris an, nach einer Reise von 3 Jahren, 8 Monaten und 1 Woche.

VII. Die Bemerkungen des Abbé de la Caille über die Gebräuche und Sitten der Bewohner des Vorgebirgs der guten Hoffnung und der Hottentotten, welche der Verfasser auf dem Vorgebirge schrieb, werden hier geliefert, wie man sie unter seinen Schriften gefunden hat. Das Vorhaben des Verfassers, sie einer historischen Abhandlung zum Grunde zu legen, vereitelte der Tod. Diese Bemerkungen dienen zugleich zur Widerlegung der Reisebeschreibung des schwachen Kolbe.

Der Boden auf dem Vorgebirge ist von keiner vorzüglichen Güte. Der Ueberfluß, welchen man hier trifft, kommt von der guten Beschaffenheit des Landes, von dem gemäßigten Himmelsstriche, von der beträchtlichen Düngung, und von der Neuheit der urbar gemachten Felder.

Obgleich es auf dem Vorgebirge frisches Fleisch und Fische im Ueberflusse gibt, so setzen doch die Einwohner einander nur geräuchertes oder gesalzenes Fleisch, oder eingesalzene und getrocknete Fische vor. Letztere werden leicht geröstet, und mit viel Pfeffer

und mit Brod in warmem Wasser eingetaucht gegessen. Die Damen lieben alle Arten von Achard: diese sind Gartengewächse, welche eingesalzen und mit Weinessig eingemacht sind, und Obst, bei welchem sie das Gewürz nicht sparen. Bei verschiedenen feierlichen Gastmahlen, welchen ich beiwohnte, bestanden die Hauptgerichte in hartem, gelben Stockfische, und europäischen halbverfaulten Schinken mit trefflich gelbem und ranzigem Specke. Frische Fleischspeisen anzurühren, hütet man sich sehr, obwohl sie häufig aufgetragen werden, um die Zahl der Gerichte zu vermehren. Eine Dame, welche auf dem Lande an dem Fuße des Berges, Babylonischer Thurm genannt, wohnte, kam auf das Vorgebirge, um einige Tage bei Herrn Bestbier zuzubringen. Als sie bald nach ihrer Rückreise starb, schrieb man ihren Tod dem Umstande zu, daß sie nur frisches Fleisch bei Bestbier gegessen hätte. In Europa eingepöckeltes Fleisch ist das angenehmste Geschenk, welches die Capitaine der Schiffe bei ihrem Landen am Vorgebirge machen können. Je schwärzer dieses Fleisch ist, desto mehr ist es nach dem Geschmacke der Einwohner.

Die meisten Garten- und Küchengewächse auf dem Vorgebirge sind so gut, als ich sie in Europa gegessen habe. So groß auch übrigens der Ueberfluß an Obst- und Garten-Gewächsen auf dem Vorgebirge ist, so sind sie doch sehr theuer.

Den Winter auf dem Vorgebirge kann man die

schöne Jahreszeit nennen: denn nicht zu gedenken, daß es niemals so kalt wird, um einheizen zu müssen, so hat man in diesen Monaten oft 6—7 Tage ohne Wind und beschwerliche Hitze, wie die schönsten Tage des Septembers. Wenn auch das Wetter zuweilen abwechselt, so fällt es doch nicht so plötzlich und abwechselnd, wie in Frankreich ein. Der Flüsse wegen ist der Winter den Reisenden sehr beschwerlich.

Die Einkünfte der Einwohner, welche sich weit vom Hafen auf dem Lande niedergelassen haben, bestehen in dem Verkauf ihres Viehes und ihrer Butter. Die 60—80 Meilen entfernt Wohnenden bringen des Jahres zwei bis dreimal einen großen Wagen gesalzener Butter mit, welche sie verkaufen, und für den Erlös den nöthigen Bedarf sich verschaffen. Das Pfund gesalzener Butter gilt auf dem Vorgebirge gewöhnlich einen Schilling, nach französischem Gelde beinahe 12 Sous. Die holländische gesalzene Butter aus den Magazinen der Kompagnie wird für 2 Schillinge verkauft. Zu verwundern jedoch ist, daß in einem Lande, dessen größter Reichthum im Viehe besteht, die Butter und Milch so theuer sind. Es wird wenig Käs von der abgerahmten Milch gemacht, welcher noch dazu ziemlich schlecht ist. Die reichen Einwohner essen gewöhnlich ihre Butter mit darüber gelegtem holländischen Käs, durch welchen ihr etwas ranziger Geschmack benommen wird. Die Kühe geben auch nicht so viel Milch, als die europäischen. Auf

einem Landgute zu Gröne-Kloof, wo über 200 Stück Rindvieh waren, mußte man dennoch alle Morgen eine halbe Stunde weit schicken, um Milch zum Kaffee zu holen. Die Kinder werden auf dem Vorgebirge nicht mit Brei, sondern mit Suppe aufgezogen.

Man hat hier die Gewohnheit, alles auf kurzen und schmalen Wagen zu führen. Es fehlt zwar nicht an Ochsen, nicht einmal an Pferden, sie zu ziehen; aber nichts desto weniger ist der Preis der Wagen so theuer, daß ein Wagen nicht leicht unter 120 holländische Gulden zu stehen kommt. Weil man aber, um das Getraide zu verführen, viele Fuhren und Reisen auf dem Vorgebirge thun muß, so tragen die entfernten Landgüter nicht viel. Es werden zwar auf den meisten Landgütern viele Pferde gehalten, aber nur zum Korn-Austreten, und um die bestellten Felder zu eggen.

Bei dem besten Weizen backen die Einwohner auf dem Lande ein schlechtes Brod. Die Schuld liegt theils in den schlechten Mühlen, theils an der schlechten Bearbeitung des Taiges. Herren und Sklaven essen das nämliche Brod.

Wilde Thiere sind jetzt vom Vorgebirge entfernt. In dem ganzen Striche Landes, welchen die Bergkette umschließt, die von dem östlichen Eingange der False-Bay bis über die Bay St. Helena geht, trifft man

bloß einiges Wildpret. Die wilden Thiere in den entferntesten Besitzungen der Holländer fliehen, sobald sie einen Menschen erblicken. Um jedoch diese Thiere nicht plötzlich zu überraschen, knallen die Reisenden mit ihren langen Peitschen oder schießen einige Male, wenn sie sich den Flüssen nähern, bei welchen sich diese Thiere aufhalten. Ist nun ein Tiger, Elephant oder Löwe in der Nähe, so wacht er auf und entfernt sich. Große Tiger gibt es wenig, aber sehr kleine in Menge. Den Einwohnern fügen Schaden zu: die Wölfe, Tiger, wilden Hunde und Schakale. Der Löwe pflegt zwischen dem Gesträuche auf dem Bauche an der Erde herbeizuschleichen, bis er meint, seine Beute im Sprunge erreichen zu können. Einen Ochsen wirft er mit einem einzigen Schlage seiner Tatze zu Boden, legt ihn auf den Rücken und trägt ihn fort, ohne daß etwas von demselben auf die Erde schleppt. Oft springt er in die Kraals (Hottentottische Dörfer), und wirft einen Ochsen über die Mauern.

Das gemeinste Wildpret in der Nachbarschaft des Vorgebirges, mit Ausnahme der verschiedenen Seevögel und Wasserhühner, sind: der Hirsch mit einem Geweihe ohne Enden, sehr viele Arten von Böcken und Rehen, Landschweine, Stachelschweine und verschiedene Arten von Hasen. Unter den Vögeln finden sich Strauße in großer Menge, Knorrhähne, Fasanen,

Rebhühner, Wachteln, wilde Tauben, Pfauen, wilde Gänse und Enten. Auch Murmelthiere, mit welchen die Berge angefüllt sind, werden gegessen. Den Steinbock ausgenommen hat das Wildpret keinen köstlichen Geschmack. Dasselbe gilt auch von den Fischen, unter denen die Steinbrassen die besten sind.

In den Gegenden um das Vorgebirge gibt es nicht eine einzige Art von Papageien; wohl aber eine Art Affen, Baviane, welche sehr gewöhnlich sind, und in großer Menge gefunden werden. Sie lassen sich auf keine Weise nahe kommen. Bei der Annäherung von Menschen fangen sie ein allgemeines Geschrei an, welches eine oder zwei Minuten dauert; nach diesem sieht und hört man keinen mehr. In den Ebenen und außer ihren Felsen trifft man niemals einen an. Aus diesem kann man abnehmen, was von dem Mährchen zu halten ist, welches Kolbe von den Bavianen erzählt, wie sie kommen und den Reisenden ihre Lebensmittel schlau wegstehlen. Mir wurde wohl auch erzählt, daß sie in Haufen ausgehen, um die Gärten zu plündern, und daß sie dabei Wachen ausstellen, und die abgepflückten Früchte einander zuwerfen. Wenn dieses auch wahr seyn mag, so sind doch die übrigen hinzugesetzten, wunderbaren Umstände eine bloße Erdichtung. Sie sind übrigens sehr groß, und reichen einem Manne von mittelmäßiger Länge bis an das Gesicht. Einige Einwohner auf dem Lande

haben die Gefangenen an Ketten vor einer Pfoste gelegt. Brod, Obst oder Gartengewächse erhaschen sie mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit, zerbrechen es mit den Vorderfüßen, machen es mit den Zähnen klein, ohne es zu kauen, und stopfen es zwischen ihre Zähne und Backen. Sobald sie nun alles, was sie bekommen können, aufgelesen und eingesammelt haben, fangen sie an, ihren in den Backen gesammelten Vorrath in kleinen Theilen zu verzehren. Um es aus den Pausbacken herauszubringen, drücken sie es mit der Pfote, oder stämmen auch wohl ihre Backen gegen die nächste Schulter.

Der Wein von Constantia wächst nur auf zweien, zunächst an Constantia liegenden Landgütern. Beide können in den ergiebigsten Jahren nicht mehr als 60 Lecker (Ohmen) rothen und 80—90 weißen Wein liefern. Der Lecker hält ungefähr 600 Pariser Pinten.

Eine große Beschwerlichkeit verursachen den Reisenden auf dem Vorgebirge, welche zu Pferde auf die Jagd oder außer den Wegen reiten, die langen unterirdischen Gänge, welche die Maulwürfe in den Sand machen. Sie sind sehr dick und groß, wie eine Katze von 4 Monaten. Die Windhunde sind in diesem Lande unnütze Kreaturen.

Was Kolbe von dem Fange der Elennthiere sagt, hat seine gute Richtigkeit. Die Steinböcke, welche oft in die Weinberge kommen, sind selten größer als

ein ordentlicher Fuchs; die Elennthiere aber gemeinlich größer, als die größten Frießländer Pferde. Sie wiegen 800—900 Pfund und sind wegen geringer Gegenwehr leicht zu tödten. Wenn es eine viertel oder halbe Stunde verfolgt wird, steht es vor Müdigkeit stille, und läßt sich leicht todt schießen. Mit einem Degen ihm beizukommen, ist wegen der Härte seiner Haut nicht leicht möglich.

In dem vom Vorgebirge nördlich gelegenen Theile und in den Gegenden jenseits der großen Ketten-Gebirge, welche von der Falsebay sich nach Norden erstrecken, sind Wein, Brantwein und Tabak der beste Reisepaß. Man ist willkommen, und die Leute geben gerne Pferde, Ochsen, Wagen ꝛc. her; im Gegentheile aber hat man magere Gerichte und sauere Gesichter zu erwarten.

Die Einwohner des Vorgebirges sind von Natur viel zu träge, als daß sie ihre Butter, wie in Europa bereiten sollten. Nach 3 Tagen wird aus der gemolkenen Milch ohne weitere Umstände Butter geschlagen. Auf dem Vorgebirge braut man sehr schlechtes Bier, entweder aus Unwissenheit und Faulheit, oder weil verdorbener Hopfen genommen wird, welchen man aus Holland kommen läßt. Es ist hier gebräuchlich, daß bei Mahlzeiten, wo die Bewirthung gut seyn soll, Bier angeboten wird, nachdem man die ersten zwei oder dreimal Wein getrunken hat.

Die Weinstöcke pflanzt man in den Grund, und säet das Getraid auf die Anhöhen; die Wohnungen liegen nahe dabei.

Die Ameisen-Haufen sind auf dem Vorgebirge, besonders in Swartland sehr häufig. Einige sah ich über 2 Fuß hoch, und beinahe von einer 4 Fuß großen Grundfläche. Sie haben beinahe die Figur einer Halbkugel, sehr oft auch einer länglichen Hämisphäroide. Ob sie gleich in sehr lockern Triebsand gebaut werden, so sind sie doch so hart, daß sie nicht ohne große Mühe zerbrochen werden können und daß ein beladener Wagen darüber geht, ohne sie zu zerdrücken. Man sieht keinen Ausgang auf denselben. Zu Ende Oktobers und zu Anfang Novembers fügen die Ameisen eine neue Lage zu dem Haufen, bald auf dem Gipfel, bald auf einer von den Seiten. Zu diesem Ende machen sie einige Löcher, und bedecken sie mit einer neuen Lage von bedeckten Gängen. Es dauert eine geraume Zeit, ehe diese Lage so hart wird, wie das übrige. Als ich im Monate Oktober verschiedene Ameisen-Haufen aufstach, fand ich eine erstaunliche Menge weißer, schwarzer und weißgeflügelter Ameisen. Die Landschweine machen in diese Haufen auf einer Seite ein Loch, und entvölkern dieselben, welche gemeinlich verlassen und leer stehen bleiben. Zuweilen bessern die Ameisen sie wieder aus.

Die Kolonie auf dem Vorgebirge besteht jetzt aus 3 Gerichtsbarkeiten und 6 Kirchenspielen. Die erste

Gerichtsbarkeit ist jene von der Stadt des Vorgebirgs mit einem Kirchspiele und dem Justiz-Kollegium, welches in Appellationssachen entscheidet. Die zweite ist die von Stellenbosch und Drakenstein mit einem Landdrost und Räthen, welche sich in dem Dorfe Stellenbosch versammeln; dazu gehören die 4 Kirchspiele, Stellenbosch, Drakenstein, Swartland und das Kirchspiel jenseits der rothen Sandberge. Die dritte Gerichtsbarkeit Schwellendamm hat das ganze Land jenseits der von Süd nach Nord laufenden Bergkette. Sie hat ihren Namen von dem vorigen Statthalter Schwellenberger, welcher ein Kirchspiel und einen aus einem Landdrosten und etlichen Räthen bestehenden Rath errichtet hat.

Die Beschwerden der Bewohner des Vorgebirges gegen die Regierung sind: 1) daß man ihnen nicht den Verkauf des Getraides an Fremde gestatten will, 2) daß man ihnen nicht gestattet, einige Schiffe auszurüsten, um in der Nachbarschaft Handel zu treiben; 3) daß sie von den Kapitalien, welche sie zu ihrer Nothdurft erborgen, sechs vom Hundert geben, und dabei eine doppelte Bürgschaft stellen müssen; 4) daß, obgleich 2 Drittheile der Einwohner aus Lutheranern bestehen, man ihnen die Erlaubniß versagt, Geistliche von ihrer Religion zu haben; 5) daß man aus Batavia verbannte Chinesen duldet, welche bloß von

Diebstählen der Sklaven leben, welchen sie gestohlene Sachen abkaufen.

Die Einwohner des Vorgebirges tragen nicht die geringste Sorge für den Unterricht ihrer Sklaven. Man spricht niemals über Religionssachen mit ihnen. Sämmtliche Sklaven sind aber auch allen Arten von Lastern ergeben; besonders sind die Mädchen die unverschämtesten Geschöpfe, welche, nachdem sie den Weißen ihre erste Jugendblüthe überlassen haben, sich allen Mannspersonen ohne Unterschied Preis geben, und auf öffentlicher Straße zur Unzucht reizen. Dadurch entstehen sehr viele Schlägereien und Meuchelmorde aus Eifersucht. Dazu kommt noch der unmäßige Gebrauch des Brantweins, Weins und Araks, so daß es wenige Häuser gibt, in welchen es nicht fast täglich zum Raufen und Schlagen kommt. Wenn ein Herr seinem Sklaven die Freiheit schenkt, wird dieser getauft. Dieser Fall ist aber selten, weil der Herr der Kirche 500 Thaler zum Unterhalte des Schwarzen, wenn er sich nicht sollte ernähren können, versichern muß. Die Ursache, warum sie ihren Sklaven keine Empfindung von Religion einflößen, ist, daß die Sklaven der Kompagnie durch Katechisationen, welche an gewissen Tagen mit ihnen vorgenommen werden, Unterricht bekommen, und gleichwohl noch ärgere Bösewichte sind, als die Sklaven der Bürger. Die Kinder kommen von der schlechten Katechese in das gemeine Quartier der Sklaven zu ihren Müttern

zurück, welche in der schändlichsten Lüderlichkeit leben, und mit Schwarzen, Soldaten und Matrosen beständig ihr Gewerbe treiben. Da der Preis der Schönsten nur 2 Schillinge ist, so kann man leicht erachten, daß den guten Absichten der Kompagnie schlecht nachgelebt werde.

Reisebeschreibung Mauriz Thoman's, ehemaligen Jesuiten und Missionnärs in Asien und Afrika 1753—59 *).

I. Lebensbeschreibung des Verfassers.

§. 1. Mauriz Thoman erblickte im J. 1722 zu Leutkirch, einer kleinen Reichsstadt im schwäbischen Kreise, das Tageslicht. Sein Vater, ein armer Leineweber, wünschte, daß er bei reiferem Alter dem Beispiele seines ältesten Sohnes folgen sollte, welcher in dem Orden der Kapuziner seine Gelübde abgelegt hatte. Thoman kam nach Innsbruck und vollendete, von Gutthätern unterstützt, die Studien des Gymnasium's. Sein Fortgang war mittelmäßig. Er hörte bei den Dominikanern zu Botzen Philosophie, kehrte

*) Reise- und Lebens-Beschreibung von ihm selbst verfaßt. Augsburg bei Rieger 1788. 8.

dann nach Innsbruck zurück, wo er sich der Medizin widmete. Als er im Begriffe war, die Doktors-Würde zu nehmen, fehlte es ihm an Geld zur Bestreitung der nöthigen Kosten. Im J. 1747 reiste er nach Rom, um in den berühmtesten Spitälern zu praktiziren, und endlich wieder in Deutschland eine Versorgung zu suchen.

Da Thoman noch immer keine Aussicht hatte, zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen, und da gerade damals in Rom der Jesuit Archangelus d'Origni, ein Veroneser, Generalprokurator der goanischen Provinz, sich befand, und taugliche Leute zu Missionären nach Indien suchte, so faßte er gleich den Entschluß, ein Jesuit zu werden. Vor seinem Eintritte in das Noviziat wurde Thoman auf Kosten der Gesellschaft Jesu nach der Universität zu Macerata geschickt, nach ausgestandenen Prüfungen Doktor der Philosophie und Medizin und zugleich Pfalz-Graf.

§. 2. Das Noviziat dauerte 21. Monate, hierauf wurde er nebst einigen andern Jesuiten in die Umgegend von Rom zum Predigen geschickt, und endlich zum Missionär nach Indien bestimmt. Die Reise ging über Rom nach Lissabon, dann zur See nach der Insel Mosambique und von da nach Goa. Im J. 1757 verließ Thoman Goa, um die Reise nach Afrika anzutreten, und in die ihm bestimmte Mission an den Flüssen von Senna zu kommen. Glücklich langte er an dem Orte seiner Bestimmung

an, und verrichtete sein Geschäft bis zum Jahre 1759, in welchem die Missionäre auf Befehl des Königs von Portugal gefangen genommen, in einen finstern Kerker gesetzt, als Staatsgefangene nach Goa, und von da nach Lissabon gebracht wurden. Zu Lissabon 1761 angekommen, wurden die Missionäre in die 3 Stunden von Lissabon entlegene Festung des h. Julian geführt. Lang mußten sie in finstern Löchern mit Elend und Noth aller Art kämpfen, und durften mit Niemand, den Kerkermeister ausgenommen, reden; einen Brief zu schreiben würde den Kopf gekostet haben. Das Unglück der Missionäre war der Marquis von Pombal, welcher I. Minister des Königs von Portugal und ein Feind der Jesuiten war. Bis 1777 dauerte die erbärmliche Lage in der portugiesischen Gefangenschaft. Sämmtliche Missionäre wurden endlich entlassen. Thoman begab sich nach Botzen.

II. Reise des Verfassers.

Im J. 1753, den 22. April segelten wir mit anhaltendem guten Winde, erzählte Thoman, den Aequator, nachdem wir von Lissabon 36 Grade glücklich zurückgelegt hatten. Noch an diesem Tage legte sich der Wind; das Schiff stand wie angenagelt und das spiegelhelle Meer ruhig. Die Windstille in dieser Gegend ist schrecklich für den Reisenden; sie hält gewöhnlich lange Zeit auf, und bringt wegen der

außerordentlichen Hitze viele schwere Krankheiten hervor. Mit mäßigem Winde fuhren wir zum Vorgebirge der guten Hoffnung, welches in 36° der Polhöhe liegt, und wegen der vielen Schiffbrüche in dieser Gegend Vorgebirge der schlechten Hoffnung geheißen haben soll. Mit großem Frohlocken setzten wir über das Cap. Auf demselben haben die Holländer die schöne Stadt Tavelvai auf europäischen Fuß angelegt. Die Vorbeifahrenden sehen diese Stadt nicht, weil sie etwas tiefer im Lande liegt.

Mit dem angenehmsten und besten Winde fuhren wir weiter, und kamen auf die Anhöhe der Costa de Natale. Der Gefahr zu stranden entgangen, wurden wir von einem Sturme überfallen. Der Himmel überzog sich mit schwarzem und schweren Gewölke, es erfolgte ein heftiger, mit steten Blitzen vermischter Platzregen; auf dem großen Mastbaume zeigte sich das meteorische Feuer, welches die Portugiesen Sant-Elmo nennen, das Meer fing an, gräßlich zu brausen und zu toben. Jeder arbeitete nach Leibeskräften, wir nahmen durch unser Gebet unsere Zuflucht zu dem gütigen Himmel, sprachen unsere Bannflüche gegen das wüthende Meer aus, und warfen einige Reliquien in dasselbe. — Was für eine schreckbare Nacht, voll des Jammers, der Angst, standen wir aus! —

Nach wenigen Tagen ließen wir die Insel Madagascar zur Rechten, und fuhren in den großen Kanal, die kleine und tief liegende Insel Mosam-

bique zu suchen. Dieser Kanal ist wegen der verborgenen großen Sandbänke und Klippen sehr gefährlich. Wenn die Schiffer den 15° erfüllt haben, fahren sie so lange fort, bis sie das Brod auf den Tisch gesetzt sehen. Dieß ist so zu verstehen: In dieser Gegend sind 2 hohe, aber weit von einander entfernte Berge. Der eine hat in der Höhe die Gestalt eines Brodes, der andere jene eines Tisches. Treffen diese 2 Berge im Auge so zusammen, daß das Brod auf dem Tische gesetzt scheint, so ist man versichert, nahe bei der Insel zu seyn.

Als wir die Insel sahen, wurden zum Zeichen unserer Ankunft zwei Kanonen losgebrennt, damit man uns einen erfahrnen Steuermann schicken möchte. Den 28. Juni 1753 landeten wir auf der Insel Mosambique; sie liegt jenem Theile Afrika's gegenüber, welcher Cafraria, Kafernland, heißt. Diese Insel hat wenig Merkwürdiges, sie ist sehr klein, kaum eine Stunde lang, und zuweilen kaum 1/4 Stunde breit. Den Handel, welcher sehr groß ist, treiben einige Portugiesen, asiatische Heiden, und Mahometaner. Keinem Schiffe einer fremden Nation wird gestattet, in den Hafen zu laufen, wie dies die Portugiesen auch in ihren übrigen Häfen Asien's, Afrika's und Amerika's thun. Die Insel ist ferner sehr unfruchtbar, und bezieht ihre Lebensmittel vom Festlande, oder andern nahegelegenen Orten. Wegen Mangels an Quellen wird das Wasser in Zi-

sternen gesammelt. Da es nun selten regnet, so wird das Wasser sehr kostbar, und nur portionenweise ausgetheilt. An Meeresfischen hat man Ueberfluß.

Ein königlicher Statthalter und ein infulirter Probst wohnen daselbst. Die Jesuiten hatten ein ziemlich wohlgebautes Kollegium; die Dominikaner ein Kloster, und die barmherzigen Brüder ein königliches Spital zu versehen. Die Festung ist schön und gut gebaut. Wenn diese Insel großen Mangel an Lebensmitteln zu haben beginnt, so schifft man Hacken, Messer, Scheeren u. s. w. auf die gegenüber liegende Insel Madagascar, um die nöthigen Lebensmittel zu kaufen.

Den 19. August fuhren wir unter Bedeckung von 2 portugiesischen Schiffen, das eine war von Dio, das andere von Damåo, zweien portugies. Plätzen in Asien, weiter, und überfuhren innerhalb 14 bis 15 Tagen die Linie zum zweiten Male. In dieser Gegend, wo die Linie sich gegen Asien wendet, ist die Windstille und die unerträgliche Hitze nicht so sehr zu fürchten.

Als wir auf unserer Reise nach Goa uns schon im 13° befanden, sahen wir im Meere lebendige und todte Schlangen. Wenn diese im Meere sich zeigen, so ist man versichert, auf dem rechten Wege nach Goa zu seyn. Der Winter in Goa besteht nämlich in einem heftigen und anhaltenden Regen; dadurch entstehen häufige Ueberschwemmungen, Schlangen und

anderes Ungeziefer werden mit fortgerissen, und in das Meer gewälzt.

Den 21. September 1753 langten wir bei der ersten Festung von Goa Aguada an. Der Ordens-Provinzial empfing uns sehr liebevoll. Wir fuhren auf einem Schiffe durch den ungemein angenehmen, zu beiden Seiten mit grünen Bäumen, und am Gestade des Meeres mit prächtigen Gebäuden besetzten Kanal in die Stadt Goa, und in unser großes Kollegium des hl. Paulus. Vierzehn Tage wurden uns zum Ausruhen von einer so langwierigen Reise gegeben; nach diesen aber einem jeden seine Geschäfte angewiesen.

Ich mußte vier Jahre speculative Theologie und Moral studieren, um den in der Gesellschaft Jesu gewöhnlichen Grad nehmen, und alle Aemter in derselben versehen zu können. Im 3. Jahre der Theologie empfing ich die Priesterweihe, und endete im folgenden Jahre meine theologischen Studien. Bald wurde ich vom Provinzial als Missionär zu den Kafern nach Afrika geschickt.

Ehe ich von dieser neuen Reise zu reden beginne, muß ich einige kurze Nachrichten von Goa und den umliegenden Gegenden hersetzen.

Die Insel Goa liegt im Reiche Decan in Ost-Indien unter einer Polhöhe von 15° 15′. Die Stadt Goa, eine der berühmtesten Städte Asiens, hatte ihre eigenen Könige und trieb großen Handel. Nach-

her eroberte sie Vasco de Gama, und sie wurde der Sitz der portugiesischen Statthalter und Vicekönige. Diese zierten sie mit schönen Palästen und andern Gebäuden, und man lebte ganz auf europäischem Fuße. Als aber im Anfange des XVIII. Jahrhunderts die Pest viele Einwohner fortriß, vertrieb Scheu und Furcht die noch Uebergebliebenen, so, daß sie in den, außer der Stadt liegenden, Orten ihre Wohnungen aufschlugen. Selten bleiben Europäer oder Asiaten, wenn sie wegen Geschäften in die Stadt gehen müßen, über Nacht. Dessen ungeachtet ist diese Stadt noch der Sitz des Erzbischofes und Primas von Indien, welcher allemal vom Könige in Portugal geschickt wird, und des Vicekönigs, welcher alle 3 — 4 Jahre geändert wird. Dieser führt immer den Titel eines Grafen oder Marquis. In der Stadt ist ein Tribunal der Inquisition. Sie hat eine sehenswürdige Domkirche, mehrere Klöster, ein Jesuiten-Kollegium und ein Profeßhaus. Nicht weit von Goa war auf der Insel Choram ein Noviziat, und eine halbe Tagreise von Goa auf der Halbinsel Salsete in der Festung Rachol ein anderes Kollegium.

In einer Kapelle des Profeßhauses ruht der Leib des Apostels von Indien, Franz Xavier, in einem doppelten Sarge. Der innere ist von Kristall, der äußere vom schönsten ausgearbeiteten Silber. Dieser doppelte Sarg steht auf einem prächtigen Mausoleum von kostbarem Marmor und schöner Arbeit, welches

der Großherzog von Toskana nach Goa geschickt hat. Der Sarg darf nur mit Erlaubniß des Königs geöffnet werden.

Die Insel Goa ist mit mehrern Festungen versehen; die vorzüglichsten sind: Mormogam, Aguada, dos Reys, Sant Diago und Sant Lorenz. Sie sind alle mit wenig Mannschaft besetzt; dazu kommt noch, daß der ehemals große und starkmüthige Charakter der Portugiesen weibisch und meineidig geworden ist.

Die Gegend um Goa ist reich an Kokkos-Bäumen; die Kokkos-Nüße sind der Menge wegen doch nicht wohlfeil; weil der größte Theil zu den tiefer im Lande wohnenden Heiden und Mahometanern geführt wird. Die hauptsächlichste Nahrung in Goa und andern asiatischen Gegenden besteht im Reis.

Auf der Insel Goa wächst auch Pfeffer, Kafee, Zimmet u. s. w. Es gibt wenige Pferde, keine Elephanten, weder Kamele noch Esel. Kühe, Ochsen und Schweine findet man kaum so viele, als zum Bedarfe der Europäer nöthig sind. Von wilden Thieren verursachen die Tiger den größten Schaden. Noch andere wilde Thiere, Adibes genannt, welche wilde Waldhunde zu seyn scheinen, verursachen Nachts nicht weniger Schaden; ihr Geheul durchdringt Mark und Bein; was sie immer antreffen, schleppen sie mit sich fort; auch graben sie die Todten aus, und fressen sie. Die Schlangen sind gleichfalls zu fürchten, besonders

die Nattern, und eine Art, welche de Kapello heißt. In ihrem Zorne lauft auf ihrem Kopfe ein Häutchen auf, welches einer Haube gleicht, und bei den Ohren erscheinen zwei lateinische S; ihr Biß soll tödtlich seyn. Wildpret findet man wenig, ein gleiches ist mit den Vögeln. Hühner und dergleichen kann man wie in Europa haben. Die Hauptnahrung besteht im Fleische, Reis, in den besten und wohlfeilsten Meeres-Fischen.

Mit allem Nöthigen, eine feste und dauerhafte Gesundheit ausgenommen, versehen, bestieg ich den 2. Februar 1757 ein Schiff von mittelmäßiger Größe, und verließ mit gutem Winde die Insel Goa.

Auf dieser Reise hatten wir sehr gutes Wasser: denn unser Schiff hatte unter der ersten Decke eine Zisterne, in welcher das Wasser wegen der beständigen großen Bewegung immer auf das beste aufbehalten wurde. Kaum hatten wir das Land aus dem Gesichte, ergriff mich ein viertägiges Fieber. Der immer günstige Wind trieb uns das drittemal über die Linie; den 8. März langten wir zu Mosambique an. Ein Fieber-Anfall nöthigte mich an das Land zu steigen, und meine Genesung abzuwarten.

Den 24. April begab ich mich wieder zu Schiffe, um endlich in die, mir bestimmte, Mission an den Flüßen von Senna zu kommen.

Die Flüße von Senna, sind ein ziemlich bedeutender Landstrich an dem großen Flusse Zambesi,

so groß oder noch größer, als die Grafschaft Tirol. Der Kaiser von Monomotapa trat denselben den Portugiesen unter der Bezahlung eines jährlichen Tributes ab. Dieser besteht in einem rothsammetnen Kissen, einem schönen Sessel und andern Kleinigkeiten. Ueberdies schicken ihm die Portugiesen eine kleine Anzahl von Soldaten, welche dem Kaiser zur Leibwache dienen.

Unsere Reise war wegen der vielen, auf dieser Strasse umher gestreuten und unbewohnten kleinen Inseln, Klippen und Sandbänken höchst gefährlich. Wegen des günstigen Windes brauchten wir zu unserer Reise nur 12 Tage. Da wir unter eine Polhöhe von 18°, und dem festen Lande nahe kamen, gab unser Schiff mit einer Kanone ein Zeichen, und erhielt auch von der Festung Tangelane die erwünschte Antwort. Die Einfahrt in den Hafen ist gefährlich; der Grund nicht tief, zwei, einander gegenüber liegende Sandbänke, und die anhaltenden und gewaltigen Wellenstöße drohen den Schiffen Zertrümmerung. Wir liefen den 6. May 1757 glücklich in den Hafen.

In der Dorfschaft Quillemane blieb ich so lange, bis ich wegen eines viertägigen Fiebers und einer schweren hitzigen Krankheit von einem andern Missionär abgelöst wurde. Noch sehr schwach, wurde ich auf einem kleinen Schiffe mit 12 Rudern nach Senna, gegen den Strom des Flusses Zambesi geführt.

Senna ist der Sitz eines portug. Gouverneurs und eines Generalvikars in geistlichen Angelegenheiten. Die Dominikaner haben hier eine Wohnung für Missionnäre. Der Ort hat auch eine, aus getrockneten Ziegeln erbaute, Festung, um die Kafern im Zaume zu halten.

In Senna hielt ich mich ein Jahr als Gesellschafter des Visitators auf, war aber die meiste Zeit krank und unpäßlich. Nichts destoweniger that ich meine geistlichen Verrichtungen, und bestieg als Fastenprediger oft mit dem Fieber die Kanzel.

An allen portugiesischen Orten von Asien und Afrika wird die portugiesische Sprache gepredigt. Denn die Sprachen der Moren sind so verschieden, daß es zu schwer wäre, sie alle zu erlernen, und auch so wortarm, besonders an solchen Wörtern, welche nöthig sind, den katholischen Glauben zu erklären. Die Portugiesen lernen von der Sprache der Moren nur so viel, daß sie mit ihnen handeln können. Die Moren, welche mit den Portugiesen oder andern Europäern umgehen, sind gezwungen, die Sprache derselben zu erlernen.

Als alle Mittel, meine Gesundheit zu erlangen, fruchtlos waren, wurde ich im Jahre 1759 nach Tette, der letzten Dorfschaft der Portugiesen in Monomotapa, geschickt, weil hier eine gesundere Luft ist. Nachdem ich wieder so ziemlich genesen war, meine verlornen Kräfte wieder zugenommen hatten,

und ich die Residenz des Ortes wieder in guten Stand gebracht hatte, mußte ich die eine halbe Tagreise entfernte Ortschaft Marangue übernehmen.

Auch da fand ich alles in Verwirrung, und einen großen Abgang nöthiger Hausleute, selbst der Muchasambo, (der Vorsteher der Moren,) war geflohen.

Die Jesuiten-Residenz Marangue liegt in einer Einöde, und wird blos von Moren bewohnt. Die Gegend ist voll von wilden Thieren; doch hatten wir von ihnen nichts zu fürchten, weil die Residenz gut gebaut und mit Ringmauern umgeben war.

Ich lebte hier mit meinem Gefährten vergnügt, und machte Anstalten, die Sklaven der Residenz, welche die Strenge meines Vorgängers vertrieben hatte, zu sammeln.

Als ich mich am 7. September 1759 mit meinem Gehülfen nach Tette begeben hatte, um das Geburtsfest der Jungfrau Maria zu feiern, wurden wir, ich und noch zwei Jesuiten, am 9ten auf Befehl des Königs von Portugal als Staatsgefangene ergriffen, in einen Kerker der dasigen Festung geworfen, und mit einer außerordentlichen Schärfe bewacht. Wir fragten um das Verbrechen, weßwegen wir so schwer gestraft würden, und erhielten zur Antwort, wir wären zwar unschuldig, aber unsere Brüder in Portugal hätten dem Könige nach dem Leben gestrebt, und viele andere Missethaten begangen, welche wie eine Erbsünde auch uns zur Last fielen.

Nachdem wir 8 Tage zu Tette im Kerker gesessen waren, wurden wir auf einem kleinen zwölfrudrigen Schiffe unter Bedeckung nach Senna gebracht. Der Gouverneur verfuhr hier schärfer, als jener in Tette mit uns. Wir wurden in einen finstern Kerker der Festung gesetzt, und Niemand durfte uns besuchen.

Von Quillemane wurden wir bis zur Festung Tangelane gebracht; hier ergießt sich der Fluß Zambesi in das Meer.

Ehe ich Afrika ganz verlasse, will ich noch etwas von den Sitten und Eigenschaften der Kafern, und von ihrem Lande erzählen, jedoch nur solches, was ich durch Erfahrung und aus sichern Nachrichten weiß.

Die Kafern, von Geburt ganz schwarz, (je schwärzer einer ist, desto schöner wird er gehalten), sind gut gebildet, stark, munter, träge und genügsam. Lahme, Krumme, Bucklichte sind bei ihnen selten; doch findet man viele Blinde, besonders an den Orten, wo die Strahlen der Sonne heftiger sind. Es ist bei ihnen Sitte, Lahme mit Lahmen, Krumme mit Krummen zu verheirathen, damit die Eheleute einander nichts vorzuwerfen hätten. Männer und Weiber bedecken nur die Schamtheile mit einem Tuche, oder mit der Haut eines Thieres oder mit Laub. Die meisten sind grob und dumm; doch etwas artiger und witziger an den Orten der portugiesischen Herrschaften. Sie haben gegen die Europäer und weißen Asiaten,

besonders aber gegen die Frauenzimmer eine große Ehrfurcht.

Zum Stehlen und Rauben haben die Moren einen großen Hang, und sind hierin sehr gewandt; auch lassen sie sich zu einigen Handwerken abrichten. Nicht leicht lernt ein eigentlicher Mor Lesen und Schreiben; ihnen die nöthigen Glaubenswahrheiten beizubringen, arbeitet man oft viele Jahre vergeblich. Die Mulatten, von weißen Vätern abstammend, sind schwarzbraun, lernen lesen und schreiben, und sind überhaupt weit geschickter, als die übrigen Moren, welche jene wie kleine Herren schätzen und ehren.

Den Kafern dient alles zur Speise, Hund, Katze, Maus, Schlange, Heuschrecke u. s. w.; das Fleisch darf stinkend und faul seyn, und von Würmern wimmeln. Ihre gemeine Nahrung ist der Hirse, welcher zwischen zwei steinernen Blatten zu Mehl gemacht, und dann zu einem Brei gekocht wird. Hat zu diesem Mus jeder noch ein Stück halbverfaultes Fleisch; so lebt er herrlich. Im Nothfall und auf Reisen essen sie das rohe Mehl, oder den im Wasser eingeweichten Hirs. Der gewöhnliche Trank ist Wasser, gleichviel, ob es trübe oder helle sey. Auch bereiten sie eine Gattung Bier (Pombe) aus halbgebrochenem Hirse, welcher so lange im Wasser gährt, bis er dick und wie eine Buttermilch wird. Dann wird er durch ein Tuch geseiht, und ein, an Geschmack und Farbe der Buttermilch nicht unähnliches, Ge-

tränke erhalten, welches nährt, abkühlt und auch berauscht. Die Moren verfertigen es gewöhnlich nach der Ernte, und belustigen sich dabei unter dem widrigen Klange ihrer musikalischen Instrumente mit Tanzen und Springen.

Diese Instrumente bestehen aus 6 — 7 Trommeln von verschiedener Größe, welche in Holzblöcken bestehen, die mit Thierhäuten überspannt, in der Mitte ausgehöhlt, und mit Pech bestrichen sind. Auf diese schlagen sie mit einem starken Prügel. Zu einer vollkommenen Musik gehören auch große Kuhhörner, an welche mit einem Stocke geschlagen wird, und ein großer Triangel von Stahl. Dazu kommt noch ein allgemeines Geschrei und Geheul, welches das Lob ihrer Herren enthält.

Ein anderes musikalisches Instrument der Moren besteht aus einem viereckigen Brette mit mehrern stählernen Zünglein verschiedener Größe. Dieses Brett wird in einen großen, ausgehölten Kürbis gesetzt, und fast wie ein Klavier künstlich gespielt. Es ist bei nächtlicher Stille nicht unangenehm zu hören. Ein ferneres Instrument besteht aus Moos-Röhrchen, welche größer und kleiner sind, in welche sie hin- und herfahrend blasen. Das gemeinste Instrument aber ist ein halber Bogen, an welchem eine Saite von Haarwachs gespannt ist. In der Mitte des Bogens ist ein kleiner, ausgehöhlter Kürbis befestigt; dieser wird auf die bloße Brust gesetzt, mit der Linken wird

der Griff gemacht, wie bei unsern Geigen geschieht; in der Rechten haben sie eine kleine Ruthe, mit welcher sie auf die Saiten schlagen, und verschiedene Töne hervorbringen. So machen sie gehend und stehend ihre lustigen Tänze.

Zu den Festen, bei welchen Pombe getrunken wird, laden die benachbarten Dorfschaften einander wechselweise ein, und verzehren ihren ganzen Vorrath oft auf einmal.

Ihre Hütten sind von Moos-Röhren, und hin und wieder eingesenkten Pfählen erbaut. Die Thüre ist sehr niedrig. Die Gestalt der Hütte ist gewöhnlich rund, und das Dach einem Sonnenschirme ähnlich. Tische, Stühle und Bettstätte sind ihnen unbekannt. Das Bett besteht in einem, aus Binsen geflochtenen, Sacke. Wenn sie schlafen wollen, schlüpfen sie in die Oeffnung des Sackes, und das Tuch um die Lenden vertritt die Stelle des Kopfkissen.

Ein großer irdener Hafen dient zum Kochen, ein großer Wasserkrug nebst einigen Kokkosschalen zum trinken.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, ein fast zwei Ellen langer eiserner Wurfspies und ein großes Messer. Im Krieg bestreichen sie die Pfeile mit einem sehr scharfen Gift. Diese Völker lieben den Krieg; jedoch suchen sie mehr einander zu überlisten, als Blut zu vergiessen. Sieht ein Theil sich übermannt, so flieht

er; der Sieger fällt auf sein Eigenthum her, und behält es so lange, bis er wieder vertrieben wird.

In dem Kafern-Lande sind viele Fürsten und Könige, das Oberhaupt aber ist der Kaiser von Monomotapa. Der Palast seiner schwarzen Majestät soll gleichfalls aus Moos-Rohren erbaut, aber größer und geräumiger, als die übrigen Hütten der Kafern, und mit einem zierlichen Zaune von Elephanten-Zähnen umgeben seyn.

Die Kinder werden gleich nach der Geburt ein wenig gewaschen, und auf das oben beschriebene Bett, oder auf die Erde gelegt. Nach einigen Tagen bindet es die Mutter mit einem Stücke Tuch auf den Rücken, und verrichtet ihre Arbeit. Wenn sie es säugen will, so ergreift sie dessen Kopf, und wendet es zu den Brüsten herab. Wird es ihr zu schwer, so legt sie es auf die Erde, es mag zappeln und schreien, wie es will. Bei Kindern wird gemeinlich ein Hund gehalten, welcher das Kind säubert.

Gold und Silber schätzen sie nicht sehr, mehr aber Eisen, Zinn und Messing, aus welchen sie Ringe verfertigen, die sie an Händen und Füßen tragen. Wenn sie Trauer haben, werden diese abgelegt und Ringe aus Junken angezogen.

Wenn ein Todter in einer Hütte ausgesetzt ist, so heulen und schreien sie fürchterlich. Geraume Zeit werden Speisen auf das Grab gesetzt, weil sie glauben, er bedürfe derselben.

Messing und Zinn erhalten sie von den Ausländern, Eisen graben sie aus ihren eigenen Minen. Bei ihren Arbeiten brauchen sie Hände und Füße; sie verfertigen schöne Arbeiten, haben jedoch nur einige elende Instrumente.

Die Portugiesen treiben mit den Kafern einen einträglichen Handel, und führen ihnen asiatische Tücher und venetianische, kleine Glas-Korallen zu, Velerio von den Portugiesen genannt, und erhalten dafür Gold-Sand und Elephanten-Zähne. Diese Tücher sind grob, und von blauer oder schwarzer Farbe. Diese und die Glas-Korallen sind ein Regale des Königs von Portugal. Wer mit denselben bei den Moren handeln will, muß sie aus den königlichen Magazinen kaufen.

Diese zwei Gattungen von Waaren vertreten bei den Moren und Portugiesen die Stelle des Geldes. Dieses findet man bei den Moren auf dem Festlande nicht. Unter den Glas-Korallen schätzen die Moren nur die schwarzen, dunkelbraunen und weißen.

Elephanten-Zähne werden in ziemlicher Menge gefunden; sie sind oft so groß, daß zwei Männer nöthig sind, sie zu tragen. Die Portugiesen und andere Handelsleute nehmen nur die größern, und führen sie nach Asien.

Lächerlich ist der Handel der Moren, Makuas, in den Gegenden von Mosambique mit den Portugiesen. Weil die Moren weder portugiesisch, noch die

Sprache der Moren jener Gegend verstehen, legen sie ihr Elfenbein vor den Häusern nieder. Der Kaufmann legt soviel asiatisches Baumwollen-Tuch und einige Büschel venetianischer Korallen darauf, als er darum geben will. Greift der Mor nicht nach dieser Waare, so ist es ein Zeichen, daß es ihm zu wenig ist. Sobald er aber zufrieden ist, nimmt er die Waare und lauft eilends davon, als wenn er sie gestohlen hätte.

Diese Zähne finden die Moren in Wäldern und Einöden; die Elephanten verlieren sie manchmal im Streite, und oft wegen zu hohen Alters. Auch werden sie in Gruben gefangen. Noch andere Arten, die Elephanten zu fangen, nicht zu erwähnen, gibt es bei den Moren eigene Elephanten-Jäger. Diese beschmieren sich mit einem gewissen Oele, umringen die Elephanten auf freiem Felde, mit Wurfpfeilen bewaffnet. Der Mor, welcher im Rücken des Elephanten steht, wirft aus allen Kräften auf ihn; kehrt sich der Elephant um, so wird er von einem andern, dann von einem dritten und so lange verwundet, bis er zum Boden fällt. Dann werden ihm die zwei Zähne und der Rüßel abgeschnitten, auch reißen sie ihm etwas längere Haare aus, welche die Dicke einer Violin-Saite haben, und gebrauchen sie zur Zierde. Der übrige Körper, mit Ausnahme der Füße, deren Fett in Geschirren gesammelt wird, bleibt liegen und verfault. Wenn Jemand auf einem fremden Gute einen Elephanten erlegt, so gehört der Zahn, welcher die

Erde berührt, dem Herrn des Gutes, und der andere dem Erleger oder Finder. Der Feind des Elephanten ist das Nashorn, dessen Horn schwärzlicht ist, und für ein Gegengift gehalten wird.

Die Elephanten laufen sehr schnell und können sich schnell umkehren. Sie paaren sich liegend, tragen ihre Frucht zwei Jahre, säugen ihre Jungen an der Brust, und sollen 200 Jahre leben. Zahme Elephanten findet man nicht, weil die Moren zu träge sind, sie abzurichten, und zu arm, sie zu erhalten.

An den See-Küsten und in den Flüßen des Kafern-Landes gibt es eine Menge Meerpferde, welche auch auf dem Lande leben, wo sie ihre Jungen zur Welt bringen. Dieses Thier ist etwas größer, als ein Pferd, hat kurze Füße, einen kleinen Schweif und sehr wenig Haare. Außerhalb des Wassers sieht es mehr einem Schweine, als einem Pferde ähnlich, auch sein Fleisch hat große Aehnlichkeit mit dem Fleische des Schweines. Um diese Thiere zu verscheuchen gebraucht man eine große Trommel und eine lange Stange, mit welcher in das Wasser geschlagen wird. Auch fliehen sie das Feuer.

Die Schiffchen, in welchen die Moren auf den Flüßen fahren, werden Koschias genannt. Sie bestehen aus großen Baumstämmen, deren Mitte mit langsamen Feuer ausgebrannt wird. Sie haben Ruder und einen kleinen Mastbaum, und im Hintertheile

eine, etwas erhabene, kleine Wohnung für 4 — 6 Personen.

Weil es in diesen Ländern meistens an Quellen fehlt, so sind die meisten Dorfschaften an Flüßen angelegt. So lagen die Dorfschaften in unserer Kaferischen Mission meistens am Fluße Zambesi.

In diesem halten sich viele Krokodille auf. Sie lauern immer an den Ufern, und wenn ein Unbehutsamer kömmt, Wasser zu schöpfen, oder sich zu baden, so schlagen sie ihn mit ihrem langen und starken Schweife nieder. Das Krokodill hat die Gestalt einer Eidexe, ist 2 — 3 Klafter lang, von der Dicke eines Baumes und im Rachen mit 3 Reihen sehr spitziger Zähne bewaffnet. Er legt seine Eier in den heißen Sand, und vergräbt sie. Sobald die Jungen ausgebrütet sind, laufen sie dem Wasser zu. Merkwürdig ist die Vertraulichkeit eines mittelmäßigen Vogels, Bandasi (Edelknabe) von den Mören genannt, mit dem Krokodille. Wenn das Krokodill sich vom Raube gesättigt hat, kriecht es aus dem Wasser, und legt sich mit offenem Rachen auf den heißen Sand am Ufer. Der Vogel fliegt in denselben, pickt das an den Zähnen noch hängende Fleisch heraus, sättigt sich damit, und fliegt dann wieder weg.

Die Meer-Schildkröten sind manchmal sehr groß; die Wunde, welche ihr spitziger und giftiger Stachel am Schweife verursacht, ist nicht leicht zu heilen. Ihre Eier, welche mit keiner Schaale, sondern mit

einer starken Haut bedeckt sind, legen sie in den Sand des Gestades. Die Eier einer einzigen Kröte füllen einen Korb; diese und das Fleisch der Kröte sind sehr gut zum Essen.

Bemerkenswerth ist der Zitterfisch, welchen die Portugiesen Tremador nennen; er ist von mittelmäßiger Größe, und wird nur mit Angeln in den Flüßen gefangen. Sobald der Fisch sich gefangen merkt, macht er mit seinen elektrischen Stößen anfangs die Schnur, die Fischruthe, und dann den Fischer selbst so zittern, daß er, wenn er nicht alles von sich würfe, in Gefahr wäre, das Leben zu verlieren. Die Moren haben einen solchen Abscheu vor diesem Fische, daß sie ihn auch nicht todt angreifen wollen.

Affen sind in den Wäldern nach großer Zahl; sie thun aber keinen Schaden. Die großen, Monos bei den Portugiesen genannt, haben die Größe eines Mannes, und fallen bisweilen die Menschen an.

Außer den genannten Thieren findet man noch Löwen, Tiger, Merev (eine Art wilder Wald-Ochsen), Luchse, Bären und wilde Waldesel. Die Haut letzterer ist in weiße und schwarze, 4 — 5 Querfinger breite, glänzende Streife abgetheilt. Elennthiere sind in ziemlicher Anzahl in den Wäldern zu finden. Der linken Klaue schreibt man eine Heilkraft gegen hinfallende und andern gichtische Suchten zu.

Gegen die Bisse giftiger Schlangen suchen sich die Moren durch eine Wurzel, Schlangen-Wur-

zel genannt, zu sichern. Wenn die Moren gebissen werden, so kauen sie ein wenig davon, verschlingen einen Theil, und legen den andern auf die Wunde.

In den Wäldern des Kafern-Landes findet man auch das schönste und beste Federwildpret, besonders die Kangas, eine Gattung schöner, braun und weiß gesprenkelter Wildhennen und die Kanchos, welche mit den Indianen verglichen werden können.

Am Ufer des Meeres und der Flüße leben Wasser-Vögel, den Störchen gleich, mit sehr langen Füßen und Schnäbeln; aber sehr wenig Fleisch. Sie haben schneeweiße Pflaumfedern, die Flügel ausgenommen. Die Moren ziehen diesen Vögeln die Haut ab, und schmücken ihre Köpfe damit.

Den Goldsand lassen die Portugiesen in einem kleinen Landstriche unweit Tette graben. Derselbe liegt nicht tief unter der Erde. Ein gewisses Gras ist das Zeichen des verborgenen Sandes. Die aufgegrabene Erde wird mit Wasser vermischt, die Erde löst sich auf, und der Goldsand fällt vermöge seiner natürlichen Schwere auf den Boden des Geschirrs. Den Sammelnden ist ein gewisses Gewicht bestimmt; was sie darüber bringen, gehört dem Sammler. Dieser Goldsand ist so rein, daß er nur sehr wenig von seinem Gewichte durch das Schmelzen verliert. Man findet oft ganze Steine von Gold, welche glänzen, als wenn sie geschmolzen wären. Die Zeit der Sammlung des Sandes ist im Winter, weil man

überall Wasser genug hat, den Sand zu waschen. Die Weiber müßen den Goldsand sammeln, die Männer befehlen nur, halten sie zur Arbeit an, und bewachen dieselben gegen den Anfall feindlicher Moren.

In dem Landstriche, welcher den Portugiesen gehört, darf jeder Gold sammeln; in dem Gebiete der benachbarten schwarzen Könige oder Fürsten dürfen dieses die Portugiesen mit ihren Leuten nicht wagen.

Silber wird wenig gefunden; wenige Jahre vor meiner Ankunft fand ein Dominikaner in einem Walde einen sehr großen Klumpen vom feinsten Silber. Bei den Meeres-Küsten trift man Ambra, weiße und rothe Korallen, auch einiges Kristall an.

Die weißen Ameisen (Muschen), verursachen in den Häusern, wie auf den Feldern, großen Schaden. Wo sie hinkommen, verheeren und zernagen sie alles. Kein Kasten oder Koffer ist vor ihnen sicher, außer wenn er aus hartem Holze ist. In wenigen Stunden zernagen sie nicht nur den Kasten, sondern auch alles, was in demselben ist. Man braucht daher die Vorsicht, die Füße der Betten, Koffer und Bettstätten in ein Geschirr voll Wasser oder Asche zu setzen.

Eine andere Plage bei Tag und Nacht sind die Mücken oder Schnacken, welche einen so großen Stachel haben, daß er durch die Kleider dringt. Bei der Tafel müßen schwarze Knaben die Fliegen mit Servieten vertreiben.

In die Sklaverei der Portugiesen oder der Moren

verfällt ein Mor durch einen gerechten Krieg, oder durch einen rechtmäßigen und freiwilligen Vertrag, wenn er sich für ein bestimmtes Maaß von Waaren einem Herrn unterwirft; oder durch die Geburt, indem die meisten Sklaven verheirathet, und ihre Kinder nach dem Landes-Gesetze auch Sklaven sind. Diese werden sehr gut behandelt, besonders von den Europäern. Wenn einer Fähigkeit hat, läßt man ihm ein Handwerk lernen, und ihn endlich auch im Christenthume unterrichten.

Nach Asien oder Amerika werden die Sklaven selten geschickt. Sie sind entweder solche, welche freiwillig gehen, oder aus Strafe für eine begangene Missethat fortgeschickt werden. Kein Mor wird am Leben gestraft, außer in dem Falle, daß er einen Aufruhr erregt; dann wird er an die Mündung einer Kanone gebunden, und mit der Losbrennung derselben in Stücke zerrissen.

Die Zügellosigkeit in den Sitten, besonders die Unzucht, unter Schwarzen und Weißen, unter Leuten eines jeden Standes ist nicht zu beschreiben. Weil die Unzucht nicht bestraft wird, so haben die Weibspersonen eine ganz außerordentliche Frechheit, und pflegen sich immer selbst anzubieten. Viele Männer gehen durch Krankheiten, mit welchen diese Frauenzimmer behaftet sind, zu Grunde.

Das Erdreich im Kafern-Lande ist sehr fruchtbar,

und würde noch mehr tragen, wenn die zur Arbeit nöthigen Thiere und Instrumente da wären.

Im Kafern = Lande findet man Ananas, die Manga, eine Frucht, welche auf hohen Bäumen in großer Menge wächst; die sehr schöne und gute Frucht Caschu, die Farbe ist gelb und röthlicht vermischt, sie gleicht fast einem europäischen Apfel; diese Frucht hat den Kern nicht in der Mitte, sondern auswendig an dem Stengel geheftet. Der Kern gebraten ist köstlich zu essen. Eine andere Frucht, Atta, gleicht einer Pignolen = Zursche, sie ist von außen ganz grün und rauh, und von vortrefflichem Geschmacke.

Bewunderungswürdig sind die großen und dicken Bäume, Schiakkas, welche ihre Früchte nicht an den Aesten, sondern an dem Stamme tragen. In Säcken sind die Früchte dem Hunderte nach eingeschlossen. Sie haben die Größe der Datteln, und sind sehr süß und wohlschmeckend. Die gebratenen Kerne derselben haben fast den Geschmack von süßen Mandeln.

Eine andere gute und zugleich gesunde Frucht, welche die Portugiesen Feige, die Asiaten Banana nennen, hat mit den europäischen Feigen nicht die geringste Aehnlichkeit; sie ist ihrer Figur nach fast einer Bratwurst gleich. Es gibt verschiedene Gattungen derselben. Sie hat ein gelbgrünes Häutchen, welches sich abziehen läßt. Von innen ist sie, wie ein dickgekochter Muß, in der Mitte sind kleine, kaum merkliche Kernchen. Der Geschmack ist süß = sauerlicht.

Diese Frucht wächst eigentlich nicht auf einem Baume, sondern auf einer, zwei Mann hohen, dicken Staude, welche aus erstaunlich langen und breiten Blättern zusammengefügt ist, in deren Mitte ein großer, dicker Stengel aufsteigt. An diesem erscheint anfangs eine große Blüte, und dann ringsum die Frucht. An einem Stengel hängen oft 60 und mehr solche Feigen. Wenn man den Stengel mit der Frucht abschneidet, so verwelkt die Staude und wird dürr; doch wachsen immer kleine Pflanzen nach, welche zur Zeit wieder Frucht tragen. Auch findet man die schönsten Limonien, Citronen, Pomeranzen, Doranzen in der Größe einer Melone, welche aber ganz rund, mit einer grünlicht dicken Schälfe, inwendig roth, übrigens den Pomeranzen ähnlich sind; sie geben ein herrliches Essen, kühlen ab und stärken das Herz. Alle diese Früchte kann man ohne Mühe und Kultur haben.

Von Goa wurden die Gefangenen, die Anzahl der Jesuiten betrug 130, auf königlichen Befehl nach Portugal gebracht, wo sie am 21. December 1760 ankamen. Ihr trauriges Loos und elende Behandlung bemerkten wir schon in der Lebensbeschreibung des Verfassers, und halten es daher überflüßig, sie noch einmal zu wiederholen.

Kurze Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, nebst dem Tagebuche eines Landzuges von 85 Personen in das Innerste von Afrika durch das Land der großen und kleinen Namaquas gegen Nord, unter Anführung des Hauptmanns Heinrich Hop 1761–62. Aus dem Holländischen übersetzt.

Durch die Entdeckung einer neuen Welt gegen West des Atlandischen Meeres von den Spaniern gelockt, machten die Portugiesen gleiche Versuche im Osten der alten. Im J. 1493 segelte eine Flotte unter Bartholomäus Diaz dahin; er entdeckte zuerst dieses Vorgebirg, und nannte es Capo dos totos Tormentos (Vorgebirge der Stürme.) Aber nicht kühn genug eine Landung zu wagen, umsegelte er das Kap, soweit ihm möglich war. Der

Name Vorgebirge der guten Hoffnung kommt von der guten Hoffnung Königs Johann II. von Portugal, daß seine Flotte glücklich nach Ost-Indien segeln, und reich beladen zurückkehren würde. Im J. 1498 landete Vasco de Gama zuerst bei Rio d'Infante, etwas östlicher als das Kap, und hinter demselben liegend, und ging an das Land. Da er nichts ausrichtete, segelte er nach Ost-Indien. Sein Bericht an König Emanuel, Johanns II. Nachfolger, veranlaßte die Sendung einer neuen Flotte. Aber die Furcht der Befehlshaber derselben vor den wilden Bewohnern hielt sie von der Landung an dem Vorgebirge ab. Ueberdieß bot ihnen die Robben-Insel, ihr gewöhnlicher Anker-Platz, welcher vor dem Kap liegt, Gelegenheit genug dar, Wasser und andere nöthige Bedürfnisse einzunehmen.

Auf ihrer Rückkehr nach Ost-Indien ankerten die Portugiesen, um Wasser zu holen, und aus Mangel an Lebensmitteln von den Einwohnern Ochsen und Schafe zu kaufen. Sie wurden aber bald zurückgetrieben, und ihr Unterkönig Franz von Almydo wurde getödtet. In der Rache, welche die Portugiesen einige Jahre später nahmen, erkennt man deutlich ihre damalige grausame Gemüthsart.

Die Errichtung und Schifffahrt der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie gab Veranlassung zur Niederlassung der Holländer auf dem Kap. Wenn sie nun Wasser einnehmen, oder mit den Ein-

gebornen handeln wollten, mußten sie immer eine Schanze aufwerfen, um das Zelt für das Schiffs-Volk gegen Anfälle der Eingebornen zu decken, und ein wachsames Auge auf sie zu haben. Um von dem Zustande des Volkes und des Schiffes bei dem Anlanden auf dem Kap Nachricht nach Holland zu geben, war die Gewohnheit eingeführt, daß jedes von da nach Indien gehende Schiff einen viereckigen Stein, welchen es aus Holland mitgenommen hatte, und auf welchem der Name des Schiffs, des Capitains und der übrigen Befehlshaber gehauen war, nebst dem Tage der Abreise aus Holland und der Ankunft auf dem Kap, an das Land und an einen sichern Ort brachte. Unter diesen Stein wurden die nach Holland zu schickenden Briefe in eine verschlossene Büchse aus Blech oder Blei versteckt, und durch die Schiffe nach Holland mitgenommen, welche aus Indien kamen, und auch bei dem Kap vorbei segeln mußten.

Bis gegen 1650 besuchten die Holländer auf diese Art das Kap. In diesem Jahre befand sich auf der aus Ost-Indien zurückkehrenden Flotte auch der Holländer Jan van Riebeek, ein geschickter Wundarzt und erfahrner Kräuter- und Gewächse-Kenner und Geognost. Dieser bemerkte auf einem Spatziergange in der Gegend des Tafelberges die herrliche Beschaffenheit des Bodens, und schloß, daß auch Korn, Wein und andere europäische Gewächse gut fortkommen müßten. Bei seiner Rückkehr fand

seine Vorstellung von dem Nutzen und der Nothwendigkeit eines solchen Platzes für die Ost-Indische Reise Gehör. Sogleich wurden 4 Schiffe mit verschiedenen Bau-Materialien, Werkzeugen und einer hinlänglichen Anzahl Leuten bemannt. Van Riebeek wurde zum Admiral der Flotte ernannt, langte glücklich an, und unterhandelte mit den Eingebornen um ein Stück Landes für die Seinigen. Er beschenkte sie mit Glas-Korallen, Taback, Brantwein und andern Kleinigkeiten, und schloß einen mündlichen Vertrag mit ihnen. Hierauf legte er sogleich eine gute viereckige Festung mit bequemen Wohnhäusern und Waaren-Lagern an, und außerhalb derselben ein Gasthaus für fremde Kranke. Dadurch gegen die Angriffe der Wilden und auswärtigen Feinde gesichert, stellte er nun außerhalb der Festung seine Versuche mit Bebauung des Bodens an, welche herrlich gelangen.

Die Kompagnie von der Wichtigkeit des Ortes und der Vortrefflichkeit des Bodens überzeugt, legte eine Kolonie an, und gewann durch vortheilhaftes Anerbieten viele Pflanzer; jedes ankommende Schiff brachte aus Holland neue Bewohner für die Kolonie des Kaps. Den Mangel an hinlänglichen Werkzeugen, Geräthschaften und andern Mitteln, den Land-Bau mit Eifer und gutem Erfolg fortzusetzen, half die Kompagnie ab. Da es an Frauen fehlte, so schlug man gute und geschickte Mädchen in den Waisenhäusern zu Amsterdam, Rotterdam und andern

großen Städten vor. Die, welche Lust hatten, wurden mit den ersten Schiffen dahin geschickt. In wenigen Jahren wurde diese Kolonie so volkreich, daß sie mit den größten Herzogthümern verglichen werden kann. Denn kurz nach ihrer ersten Anlage wurde sie in vier kleinere vertheilt; nämlich in die Kap'sche Kolonie mit der Festung und den öffentlichen Gebäuden; die Kolonie Stellenbosch; die Kolonie Drakenstein, und die Kolonie Waveren. Zu diesen kam nachher Zwartland und Zwellendam.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung an der äußersten Spitze Süd-Afrikas war den Alten unbekannt, und liegt nach gemachten astronomischen Berechnungen auf 33° 55′ S. Br. und 35° 2′ L. nach dem Meridian von Tenerifa. Der Umfang dieses Landes, welches fast die Gestalt eines Dreiecks hat, trägt auf der Ost- eigentlich Süd-Ost-Küste 150 teutsche Meilen, auf der West- oder Süd-West-Küste 200, und die Breite im Norden, gleichsam die Grundlage des Dreiecks, wo es an das Land der Kafern stößt, ungefähr 250 Stunden; doch so, daß der südliche Theil nicht so breit ist, als er auf den Karten dargestellt wird. Dieses Land gehört größten Theils der Holländisch-Ost-Indischen Kompagnie, und wird meist von Holländern, Teutschen und Franzosen bewohnt, welche sich vor 150 Jahren da niedergelassen, Häuser gebaut, Pflanzungen angelegt, und am Vermögen und Menge so zugenom-

men haben, daß sie gegenwärtig eine der ansehnlichsten Kolonien ausmachen, und der südliche Theil des Landes Hottentotten-Holland genannt wird.

Das Land hat überall große und hohe Berge, welche meistens aus Klippen und übereinandergehäuften Steinen bestehen; sandige und steinige Stellen in den Thälern wechseln mit sehr fruchtbaren Flächen und Hügeln, mit grünenden Weiden und fruchtbarem Ackerlande ab. Der Ueberfluß an Lebensmitteln ist so groß, daß die Pflanzer jährlich einige Schiffs-Ladungen mit Korn und Wein nach Holland oder anderswohin schicken.

Die ganze Spitze von Afrika, welche am Kap sich endigt, ist durchmengt mit Sandflächen, Büschen und hohen Bergen und den dazwischen gelegenen Thälern, welche von Bächen und Strömen, die auf den Bergen entspringen, durchschnitten werden. In den Sandstrichen häuft sich beweglicher Sand, welcher überdieß noch voll Schlangen und anderer giftiger Thiere ist. Gegen die Stiche dieser Thiere schützen sich die Europäer durch Stiefel; die Hottentotten durch den Saft einer kleinen, weißen Zwiebel, welchen sie auf die Wunde streichen. Die häufigen Sommer-Regen lassen auf dem Boden sehr viel Salz zurück, welches aber nicht so gut, als das europäische ist.

Auch gibt es viele Quellen süßen Wassers, und viele Bäche mit hellem und trinkbaren Wasser; das Wasser anderer aber ist roth oder schwärzlich. Bei

einigen wird das Wasser, erst wenn es einige Zeit gestanden hat, hell und süß, und hat eine abführende Kraft. Auch kann man sich heißer Brunnen mit Nutzen bedienen. Diese Beschaffenheit des Bodens zeigt deutlich, daß die Erde auch Mineralien, und besonders Schwefel-Arten, und die Berge selbst ohne Zweifel Metalle enthalten müßen.

Der dürre und unfruchtbare Grund in verschiedenen Bezirken des Kap wird durch das gemäßigte Klima größtentheils wieder vergütet. Die große Hitze in diesem Erdstriche mildern die umliegenden hohen Berge, der häufige Regen, die beständigen und abwechselnd wehenden Seewinde, und die kühlenden Nebel und Dünste, welche größtentheils über den Bergen hängen. Die heißesten Tage der Sommerzeit fallen in den Monat November bis zum März und sind die stillen Tage, wenn die Luft nicht durch Seewinde, oder durch Nebel und Regen abgekühlt wird. Die Monate Mai, Juni, Juli und August sind am Kap die Wintermonate, weil die nasse oder regenvolle Jahreszeit und die Hitze viel gemäßigter ist, als in den Sommer-Monaten. Obgleich die Nächte des Winters sehr kalt sind, so friert es doch selten. Der Regen fällt dann durchgängig mit schweren Güßen nach einem starken Winde nieder, welcher aus einem Striche zwischen Nord und West kommt, und oft von Hagel begleitet ist. Die Sommerzeit fällt im Januar, Februar und März ein; nur einige Nebelwolken lösen

sich am Fusse der Berge in einen feinen Regen auf. Hagelwetter ist nur in der Regenzeit; bei heller Luft wetterleuchtet es hier nicht am Horizont.

Die Schwere der Luft ist am Kap viel beständiger, als in Europa. Denn das Steigen und Fallen des Barometers findet sich nach genauen Beobachtungen zwischen 27 Daumen und 10 Linien, und 28 Daumen 8 Linien. Die größten Veränderungen finden im Winter Platz.

Was die Berge am Kap betrifft, so läuft ein Gebirge und zwar das größte von allen, vom Vorgebirge Fals ab, an der Ostseite unseres Kaps, bis 15 — 18 Meilen in Norden, wo die Piketberge liegen; es ist sehr breit. Eine andere, aber einfachere Kette von Bergen läuft längs der Westseite des großen Thals oder der Sandfläche, welche längs des erst beschriebenen Gebirges liegt. Diese einzelne Kette von Bergen geht wie genanntes Thal von der Franschen Hoek bis zu den Piketbergen. Ebenso ist an der Westseite dieser Spitzen, im Norden des Kap, längs der Seeseite eine einfache Bergkette von der Bay Saldanha bis an die Bay St. Helena. Ein Theil der hier befindlichen Berge sind einzelne, von einander abgesondert; auch gibt es deren eine Menge, besonders an der Süd-Seite rund um die Fals- und Tafelbay. Unter diesen letztern sind diese drei: der Tafelberg, der Teufels- und Löwenberg die merkwürdigsten. Der Tafelberg zeigt sich, aus

der See von Süd betrachtet, in der Mitte als der breiteste und höchste und mit einer platten Krone; daher der Name Tafelberg; die zwei andern sind kleiner und spitziger; der Löwenberg liegt im Osten, und der Teufelsberg im Westen des Tafelberges. Allein sie scheinen so nahe bei einander zu liegen, als ob sie nur Einen Berg bildeten, welcher einen gemeinschaftlichen Fuß und drei abgesonderte Spitzen hat.

Der Tafelberg streckt sich theils nach Süd-West zum Süd, und theils nach Süd-Ost aus; er ist sehr hoch, und scheint in der Ferne über die Stadt und das Kastell des Kap's zu hängen, obgleich die Stadt noch über eine Meile vom Fusse des Berges entfernt ist. Ist gleich der Tafelberg steil, so ist er doch nicht mühsam zu besteigen. Der Fuß des Berges ist fast bis zu einem Drittel seiner Höhe ein steinartiger mit Pflanzen und Gesträuche bedeckter Grund; das übrige nichts, als eine Menge von Steinen, welche bis zur Ritze in der Mitte des Berges in ganz senkrechten Lagen sich befinden. Die Ritze ist sehr tief; 50—60 Schritte weit, und wird immer enger, je mehr sie sich der Spitze nähert, und ist bis zu dieser mit Steinen, Erde und Gesträuchen bedeckt. Auf der Spitze des Berges sind viele horizontal liegende Stellen mit Gras besetzt; die meisten Felsen liegen wie ein Eselsrücken, aber doch auch senkrecht. Der Rand des Berges gegen den Kap macht zum Theile einen Bogen, dessen Höhlung nach dem Kap gekehrt

ist. Auf dem platten Theile der Spitze sind so hohe Lagen von Steinen, daß man hinter denselben nicht das Kap, und vom Kap die Spitze des Berges nicht sehen kann. In den Hölungen der Felsen findet man Wasser und am östlichen Theile gegen die Fals-Bay fließt aus einer sehr starken Quelle ein ziemlich großer Bach. Die weite Aussicht nach allen Seiten unterbricht im Osten eine 15—18 Meilen lange Bergkette.

Der Teufelsberg ist nur durch eine unbedeutende Hölung vom Tafelberg getrennt; seine Spitze ist um 30 Toisen niedriger, als die Spitze des Tafelberges; sein Fuß liegt etwas über eine Viertel-Meile von der See.

Der Löwenberg, gleichfalls nur durch eine kleine Kluft vom Tafelberg getrennt, bedeckt beinahe die ganze Westseite der Stadt bis nach Nord. Seine Gestalt, welche er den Seefahrern zeigt, mag seinen Namen verursacht haben. Der nördliche Theil des Berges gegen die See heißt: der Schweif des Löwen. Das hier 1680 von dem Holländischen Gouverneur van Goens errichtete Denkmal ist nicht mehr zu sehen. Die Spitze des Berges, welche den Löwenkopf vorstellt, ist ganz unzugänglich. Es ist sehr mühsam bis zur Höhe von 1100 Fuß auf den Schweif des Löwen zu kommen, wo eine Flaggen-Stange steht, um dadurch die Ankunft oder das Gewahrwerden der Schiffe zu benachrichtigen.

Was die Bayen belangt, so ist die zunächst bei

dem Tafelberg gelegene Bay die Tafelbay, welche von dieser nahen Lage ihren Namen hat; sie ist die Rhede, wo die Schiffer vor Anker liegen. Ihre Größe beträgt 4 Meilen im Umkreise, ihre Mündung ist 2 Meilen breit. Hohe Berge an der Landseite schützen sie gegen Stürme; allein an der Seeseite ist sie ganz dem Nord-West-Winde und der vollen See ausgesetzt, und gewährt daher keine völlige Sicherheit. Mehrmals wurden bei einem Sturme die Schiffe von ihren Ankern gerissen, und gegen die Klippen zerstoßen. Dieses Unglück begegnete unter andern auch 1737 acht aus Ost-Indien zurückkehrenden Schiffen, bei welchem viele Güter nebst 400 Mann umkamen.

An der Mündung der Tafelbay liegt die Robben-Insel, welche zum Aufenthaltsorte der Verbrecher bestimmt ist. Dieser Insel gegen Nord ist die Dassen-Insel mit vielen Kaninchen, welche aus Europa hierher gebracht worden sind, nebst vielen Pinguins, welche für die Feder-Dunen in den Betten gefangen werden.

Die Saldanha-Bay, ein tiefer Meerbusen, ziemlich tief landeinwärts mit einer engen Mündung, hat wegen den vielen Klippen einen gefährlichen Eingang. Diese liegt auf 33° 10′ S. Br. und hat an vielen Stellen nur 5—6 Faden Tiefe. Diese Bay ist sehr fischreich, hat in ihrem Bezirke viel Brennholz, aber Mangel an gutem Wasser.

Noch weiter nördlich liegt die geräumige St. Helena-Bay, gegen Ost und Süd mit sandigen Ebenen, und gegen West von einer Bergkette umgeben; gegen Nord-West und Nord liegt sie offen; ein großer Bergstrom ergießt sich in dieselbe.

In Süden der Tafelbay liegt die 600 Ellen breite und 700 bis 800 Ellen lange Holzbay, mit Felsen und Bergen umringt. Ihre viele Klippen machen sie zum Landen unbequem. An beiden Seiten der Bay liegen die sogenannten Steinberge.

Noch weiter im Süden liegt die Bay Fals, die falsche Bay, welche ihren Namen nach dem Vorgebirge von Hottentotten-Holland hat, welches gegen Ost dieser Bay liegt, und Kap Falso, auch wohl Hanglip heißt. Sie hat eine sehr weite Mündung, welche gegen Süd und Süd-Ost liegt, aber an der Westseite durch eine Reihe von Bergen gedeckt wird, welche an der ganzen Bay längs der Seeküste bis an die Holzbay hinlaufen, und Stein-Berge, zum Theil auch Norwegische Berge heissen. Gegen Nord stoßt sie an eine sandige Ebene. An der Westseite etwas tiefer in der Bay ist eine Sandbank und guter Ankergrund.

Bei Kap Falso lauft eine große Landzunge, welche die Portugiesen das Agulhas, die Nadelzunge, vom Cabo das Agulhas nannten. Sie erstreckt sich fast 30 Meilen in die See, und hat auf

36 Faden Tiefe rothen Sand, und näher an der Küste Kley-Grund.

Vom Kap das Angulhas sind längs der Küste nach Nord-Ost verschiedene Buchten, bis an die Muschelbay, wo genannte Landzunge endet. Sie sind: Bahaia Formosa, welche sehr bequem und schön ist; die Bahia da Lagoa nördl. auf 33° südl. Br. von derselben, welche von der Heiligen Geist-Bay wohl zu unterscheiden ist. Denn zwischen beiden ist fast ein Raum von mehr als 150 Meilen See-Küste, (an welcher man unter andern den großen Fluß St. Christoph hat), ungefähr auf 32° nahe an der Bay da Lagoa, welche etwa im 25 1/2° südl. Breite liegt, und den Fluß St. Lucia nächst der Heiligen Geist-Bay, in welcher der Rio della Goa ausfließt, auf ungefähr 27°.

Noch weiter nördlich auf 28 1/2° folgt die sehr bekannte Natalbay, welcher die Portugiesen den Namen Pesqueria gaben, vermuthlich, weil sie sehr fischreich ist. In sie ergießt sich ein Fluß gleiches Namens, welcher diesen der Bay und dem umherliegenden Lande mitgetheilt hat.

Die Eintheilung der Colonie in 4 Bezirke, welche wir oben berührt haben, wollen wir nun weitläufiger auseinandersetzen.

Unter den 4 Kolonien nimmt die Kap'sche den ersten Platz ein, weil sie den Hauptplatz und die Festung Gute Hoffnung in sich faßt; ihr Gebiet

erstreckt sich im Norden bis an die Gorachonguas oder Muschelbank; an den 3 andern Seiten wird sie von der See bespült. In ihrem Innersten wechseln Berge und Thäler angenehm mit einander ab. Ausgezeichnet ist hier das Tafel-Thal, Tavoa da Cabo, wo die Holländer sich zuerst niedergelaßen haben. Bei dem Salz-Fluße warfen sie eine Schanze zur Wache für die Kühe auf und hießen sie daher auch Keer de Koe (Halt die Kuh). Bei dieser Schanz errichtete man auch einen Stall für Pferde, um die Angriffe der räuberischen Hottentotten abzuweisen. In Folge der Zeit sind im Tafelthale die Stadt, das Kastell und die Gärten der Kompagnie angelegt worden. Die Stadt liegt an der See-Seite, ist ziemlich groß, regelmäßig gebaut und hat breite Straßen mit mehr als 1200 Häusern. An der Zahl der Häuser kommt sie der Stadt Gorkum in Holland gleich, übertrifft sie aber am Umfange. Die 2 — 3 stöckigen Wohnhäuser sind wegen der heftigen Wind-Stöße mit Rohr gedeckt, weil die abgerißenen Dachziegel Menschen und Vieh todtschlagen würden.

Die Festung macht ein regelmäßiges Fünfeck aus, liegt an der Südseite der Tafelbay, und ist ganz mit einem Graben umgeben. An jeder Seite derselben liegt eine Batterie, welche zusammen die ganze Bay bestreichen. Der Gouverneur hat hier nebst den vornehmsten Bedienten der Kompagnie sehr ansehnliche Wohnungen; auch sind hier für die Güter der

Kompagnie grofse Magazine und Packhäuser. Andere merkwürdige Gebäude sind das Krankenhaus, die Loots, ein Gebäude für die Sklaven der Kompagnie, und die schönen Pferdställe. Die Kirche ist das jüngste von genannten Gebäuden. Der Grund dazu ward unter dem Gouverneur Simon van der Stel gelegt, und unter seinem Sohne Wilhelm Adrian van der Stel vollendet. Die Baukosten betrugen über 30,000 fl.

In diesem Thale liegen um die Stadt schöne Gärten und prächtige Landhäuser, besonders längs des Salz-Flußes. Die merkwürdigsten unter diesen sind die Gärten der Kompagnie.

Von den übrigen Bergen und Bezirken, deren oben keine Erwähnung geschah, gehören hieher die Tigerberge, so genannt, weil sie sich in der Ferne wie eine Tieger-Haut gefleckt zeigen; sie liegen im Nord-Osten des Tafelberges, etwa 2 Meilen von der Stadt an der Ostseite der Tafelbay, und betragen etwa vier Meilen im Umkreise. Nächst diesen folgen in demselben Striche, aber ein wenig östlicher, die Kuh-Berge; sie haben gleichfalls Mangel an Wasser. Hierauf folgen die blauen Berge, welche fast ganz nördlich vom Kap, nahe am Tafelberge liegen, und so heissen, weil sie sich den Seefahrern blau zeigen.

An der Südseite des Kap, im Westen der Falsbay, liegen die Steinberge, weßwegen die Nord-West-Ecke dieser Bay Steenbergs-Hoek genannt wird. Zwischen diesem Ecke und der Tafelbay

liegt das durch seinen Wein so berühmte Konstantia. Dieser berühmte Weinberg besteht bloß aus 2 Wohnungen; sie sind mit gutem Wasser versehen, und die verschiedenen Gärten sind sehr fruchtbar. Jeder gehört einem besondern Eigenthümer. Nach Bougainville's Berichte sind diese Reben eigentliche Pflanzen von spanischen Muskat-Reben, welche man zu Constantia zieht; man unterscheidet Groß- und Klein-Konstantia, welche durch eine Hecke von einander geschieden sind. Der Wein auf beiden ist von einerlei Beschaffenheit. Die Kompagnie bekommt ein Drittel für einen bestimmten Preis. Der Boden von Konstantia endigt in einem kleinen Abschuße, und ist ein steinartiger Sand. Man zieht hier den Wein mit kleinen Stöcken. Die Trauben werden von den Reben abgepflückt, und in ein Faß geworfen; die vollen Fäßer werden auf platten Boden in einem Keller bewahrt, durch welchen die Luft frei spielen kann.

Auf der Spitze eines der Steinberge ist eine tiefe und große Höhle, Prinzen-Kastell genannt, 80 Fuß tief und 40 weit. Der Eingang dieser Höhle hat die Aussicht auf die Fals-Bay.

An derselben West-Seite der Fals-Bay liegen die sogenannten Norwegischen Berge, weil sie mit den Bergen Norwegen's einige Aehnlichkeit haben. Sie sollen sich fast 6 Meilen in die See erstrecken und mit einer Spitze da endigen.

Auf dem Tafelberge entspringt der fischreiche Salzfluß; er benetzt die Länder und Gärten, welche an der Tafelbay liegen, und ergießt sich endlich in dieselbe. So weit die See in diesen Fluß dringt, wird sein Wasser verdorben (brak) und salzig; daher sein Name. Sobald dieselbe gewichen ist, wird es hell und süß. Er hat das ganze Jahr Wasser, obgleich die meisten andern Flüße in dieser Gegend austrocknen.

Der Muschelbanks-Fluß, nicht weit vom Salz-Fluße entsteht aus dem Wasser, welches in der nassen Jahreszeit auf den niedrigen, dort umherliegenden Bergen sich sammelt, und in die Thäler fällt. Er lauft mit vielen Krümmungen durch mehrere sandige und dürre Thäler, und ergißt sich endlich bei dem Tafelthale in den Salzfluß. Im Sommer trocknet er aus, weil er keinen Zufluß von den Bergen hat, und die Thäler nicht mehr überlaufen.

Eben ein solcher Fluß ist der Kaiser-Fluß, welcher durch das Sandthal lauft und während des Sommers in demselben austrocknet, weil seine Mündung durch den dann meistens wehenden Süd-Ost mit Sand gefüllt, und genanntes Thal gleichsam in einen stehenden See verwandelt wird. In der Regenzeit schwellt der Regen den Thalsee so stark an, daß der Sand aus der Mündung weichen muß.

Der Bezirk von Stellenbosch wurde 1670 durch den Gouverneur Simon van Stel ange-

legt. Dieser Strich Landes erhielt seinen Namen von dem vielen Buschwerke, und dem Namen des Stifters. Man baute hier eine Kirche, ein Rathhaus und verschiedene gewöhnliche Häuser. 1710 ging durch das Versehen des Sklaven des Landdrosten, Samiel Marinus de Meurs, dieser Ort in Flammen auf. Gegenwärtig besteht dieses Dorf aus 30 Häusern; es hat 2 ansehnliche mit großen Eichen bepflanzte Gassen; queer durch das Dorf läuft ein Fluß.

Dieser ganze Bezirk erstreckt sich nach Ost bis zum Hottentotten Holland, nach Süden bis an die Fals-Bay, nach West bis an das Tigerthal und die Tigerberge, wo die Kap-Kolonie endigt, und nach Nord bis an den Muschelbank-Fluß und den Perlberg. Diese Kolonie wird in 4 Bezirke getheilt; nämlich in das Hottentotten-Holland, Moddergat, Stellenbosch und Bottelary.

Das Hottentotten-Holland, der südliche Bezirk von Stellenbosch, ist der fruchtbarste und schönste Landstrich der ganzen Kolonie. Drei Flüße durchschneiden diesen. Der Laurenz-Fluß entspringt auf dem Berge Keerweer, fließt nahe bei seinem Ursprunge durch ein niedriges Gehölz, durch welches das Wasser gegen die Strahlen der Sonne geschützt wird, und kühl bis 9 Uhr Vormittags bleibt. Auch er trocknet im Sommer ganz aus, tritt aus seinen Ufern, und verursacht dann großen Schaden. Um die-

sem Uebel abzuhelfen, ließ der Gouverneur van der Stel ein tiefes Wasserbecken graben, und in demselben das überflüssige Wasser sammeln. Die beiden andern Flüsse sind nicht so groß, wie der genannte, entstehen auf den umherliegenden Bergen und ergießen sich auch in die Fals-Bay. Alle 3 haben allein Seefische.

In der Mitte dieses Bezirkes erhebt sich der ziemlich hohe Schafberg mit guter und fetter Weide für Schafe. In dem nördlichen Theile liegt das Seekuh-Thal (Flußpferdthal) von den vielen Flußpferden, welche sich hier aufhielten, so genannt. In diesem Thale ist ein See, im Umfange ungefähr 1 Stunde groß. In dem Rohre desselben halten sich viele Enten und andere Wasser-Vögel auf. Zuweilen wirft auch der Süd-Ost-Wind aus der Falsbay mit dem Seewasser zugleich Fische in denselben, welche aber nicht lange darin leben können.

Zunächst an Hottentotten-Holland liegt der Bezirk Moddergat (Schlammloch), welcher seinen Namen von den vielen Tiefen hat, in welchen sich zur Regenzeit das Wasser sammelt und die Wege oft schlammig macht. Zwischen Hottentotten-Holland und Stellenbosch gelegen, wird er von dessen Flüssen gleichsam eingeschlossen; er ist sehr fruchtbar, hat einige schöne Landgüter und vieles Vieh. Zwei Bäche unterbrechen durch ihr Anschwellen oft die Gemeinschaft der Einwohner.

Nach Moddergat folgt der Bezirk Stellenbosch, das Dorf und der Hauptplatz dieser Kolonie. Er ist unter allen der fruchtbarste und angenehmste. Die Hügel haben gutes Brennholz, auf den Bergen wachsen Kräuter und Blumen. Unter andern hat man hier ein Stauden-Gewächs entdeckt, dessen Beere eine Art von Wachs liefern. Die Thäler sind mit Weingärten, Wiesen und Gärten gefüllt.

Im Osten dieses Bezirkes erheben sich die Stellenboscher Berge, welche dem Tafelberge an Höhe und Gestalt etwas ähnlich sind. Auch bei diesen Bergen findet das Erscheinen, Hängenbleiben und Wiederverschwinden einer weißen Wolke statt. Die Winde legen sich hier gegen Abend, und bleiben bis Mitternacht stille. Der Hauptfluß, welcher durch den Bezirk von Stellenbosch fließt, hat hier seinen Ursprung, nimmt mehrere kleine Flüße auf, und ergießt sich zuletzt in die Fals-Bay. Um die Gemeinschaft der an beiden Seiten des Flußes wohnenden Leute zu unterhalten, ließ auf seine Kosten der Eingesessene Joris Grimpen eine schwere und bequeme Brücke bauen. Längs dieses Flußes, wie auch im Dorfe, stehen verschiedene schöne Landhäuser.

Im Norden folgt die Bottelary, welche vorzüglich grasreich ist. Durch das viele Heu kann dem Mangel der andern Bezirke gesteuert werden, weil bei diesen das Gras von dem Viehe abgeweidet wird, und nichts zum Heu übrig bleibt. Am nördlichen Ende

dieses Bezirkes, wo er an den Drakensteinischen stößt, zwischen beiden Bezirken liegt ein Berg, welchen Kolbe Pferdberg, de la Caille Perlberg nennt; nahe bei diesem ist der Joosten-Berg von seinem ersten Bewohner so genannt. Er ist eigentlich nur ein Hügel von einiger Größe mit grasreichen Weiden und fruchtbaren Ländereien.

Der Anfang zur Kolonie Drakenstein wurde 1675 gemacht, als die Kolonie Stellenbosch den Einwohnern zu klein ward. Besonders breitete sie sich 1685 sehr aus, als viele reformirte Franzosen nach der Wiederrufung des Ediktes von Nantes, nach Holland flüchteten, und nach dem Kap geführt wurden. Sie erhielt ihren Namen von der Herrschaft Drakenstein in der Provinz Utrecht in den Niederlanden. Als der Baron van der Rhede 1685 von der Kompagnie nach dem Kap geschickt wurde, um die Klagen gegen die vornehmsten Bedienten, und den Gouverneur selbst zu untersuchen, so suchte der Gouverneur Simon van der Stel die Gunst desselben dadurch zu gewinnen, daß er diese unlängst erst angelegte Kolonie nach der Herrschaft Drakenstein nannte. Den Bezirk, welcher den vertriebenen Franzosen angewiesen wurde, nannte man Fransche-Hoek.

Der Distrikt Drakenstein liegt in einem grossen, in der Länge und Breite weit sich ausstreckenden Thale, dessen Richtung in der Länge von Süd

nach Nord-Nord-Ost längs einer Kette großer und hoher Berge ist, welche von Kap Fals weit sich bis Nord erstrecken. In der Breite ist dieses Thal von dem schwarzen Berge und der genannten Bergkette eingeschlossen. An beiden Seiten sind weit auseinander liegende Wohnungen in großer Menge. Die dabei befindlichen Weingärten werden sämmtlich von Bächen benetzt, die von den Bergen herabfließen, und in einen Fluß fallen, welcher die Mitte des Thales durchströmt, und Bergfluß (Berg-Rivier) genannt wird. Er nimmt seinen Anfang ein wenig im Süden der Drakensteinischen Pfarrei, durchlauft dann einen sandigen, fast unbewohnten Strich, mit verschiedenen Krümmungen nord- und nord-westlich; und folgt der großen Bergkette bis an die Piket-Berge; von da nimmt er seinen Lauf westlich bis an die Bay St. Helena, in welche er sich an der Südseite ergießt. Im Sommer kann man diesen Fluß an vielen Stellen durchwaden; er trocknet jedoch nicht aus. Im Winter tritt er aus seinem Ufer und überströmt die anliegenden Ländereien so, daß man nur mit Mühe, und manchmal mit Lebens-Gefahr über ihn kommen kann.

Ein wenig nach Süd-Ost von der Mitte des großen Thales steht die Drakensteinische Kirche, ein schlechtes und unansehnliches Gebäude mit nur 4 Fuß hohen Mauern; das Dach ist von Rohr. Nahe bei der Kirche stehen wenige Häuser. Südöstlich von der

Kirche liegt ein nicht so großes, von Bergen eingeschlossenes Thal Fransche-Hoek genannt. Die französischen Ausgewanderten gaben ihm zum Andenken an ihr liebes Vaterland den Namen: la petite Rochelle. Dieses Stück ist sehr fruchtbar, und die Bewohner sind sehr emsig. An der Westseite der Fransche-Hök ist das Simons-Thal und der Simons-Berg nach dem Vornamen des Gouverneur Simon van der Stel genannt. Nächst dem Simons-Thale nach Nord liegt der Thurm von Babel. Um diesen Berg haben verschiedene Private Landgüter angelegt, welche ihnen wegen der Fruchtbarkeit des Bodens gute Einkünfte von Wein und Korn liefern.

Noch weiter nördlich folgen die Perl- und Joosten-Berge, und noch nördlicher der Pferd-Berg. Das Theil, welches auf den Pferdberg nach Nord kommt, heißt Wagners-Thal, weil ein Mann dieses Handwerks sich hier zuerst niederließ. Der Bergfluß versieht es mit Wasser. Diesem schließt sich das Thal und der Berg Riebeek-Castel an; es führt diesen Namen deßwegen, weil dieser Berg die äußerste Gränze der von Riebeek gemachten Entdeckungen ausmacht. Dieser Berg ist ziemlich hoch und lang; seine Spitze an der Westseite zugänglich; seine Richtung beinahe von Nord nach Süd; seine Krone an der Ostseite sehr spitzig. Gras wächst auf ihm in Menge; seine beträchtlich dicken Bäume haben ein schwammiges Holz. Er ist der Aufenthalts-Ort

vieler Paviane und Murmelthiere; auch sollen wilde Pferde sich auf demselben befinden. Am Fuße des Berges liegen etliche Bauern-Wohnungen, welche von einigen Quellen, die in einiger Entfernung des Berges entspringen, mit Wasser versehen werden.

Noch weiter nördlich, wenn man nach dem Bergflusse geht, kommt man an den Platz, welcher die vier und zwanzig Flüsse heißt, nicht, weil gerade 24, sondern viele Bäche hier sind, und sehr fruchtbar machen. Die Bewohner dieses fruchttragenden Striches bedienen sich bloß der Handmühlen zum Korn-Mahlen. Sie wird von Sklaven gedreht, und erpreßt ihnen viel Schweiß.

Einige Meilen nördlich von hier liefern die Honigberge, von den vielen Bienen in ihren Ritzen so genannt, den Hottentotten Honig, welchen sie am Kap für Geräthschaften und andere Kleinigkeiten eintauschen.

In der Gegend dieser Berge, wie bei den 24 Flüssen, wohnen einige Europäer, welche alle Hirten sind. Sie leben allein von Milch, dem Fleische ihres Viehes und von erlegtem Wilde. Ihr Trank besteht aus Wasser und Milch. Sie würden besser leben können, wenn sie sich mehr an Arbeit gewöhnten.

Die Piketberge sind die äußerste Gränze des Drakensteinischen Bezirkes an der Nordseite. Das Land umher ist ganz trocken, fast überall unbebaut, mit Gesträuchen und hohen holzartigen Pflanzen besetzt;

der Boden ist sandig, und auf einigen Stellen felsig. Indessen wohnen hier einige Europäer, welche ihre Schafe an den Abhängen der Berge auf die Weide bringen. Sie führen dieselbe Lebensart, wie die Hirten an den Honigbergen.

Diese sind die Länder längs der Ostseite des Kap ganz gegen Nord. An der Westseite, und in der Mitte kommt zuerst der Bezirk Waveren, welcher etwa 12—13 Meilen vom Kap nach NNO., und von der Kirche und dem Dorfe Drakenstein nach NNW. liegt. Am Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts wurde diese Kolonie von dem Gouverneur Adrian van der Stel zur Ehre einer ihm verwandten und ansehnlichen Familie: das Land von Waveren genannt. Sie hat eine Pfarrei, einen Prediger und eine Kirche. Einige Berge aus rothem Sande trennen sie von Drakenstein; wegen dieser Sandberge heißt der ganze Strich der rothe Sand. Der Boden ist hier so schwer und hart, daß man an einigen Stellen wohl 20 Ochsen an den Pflug spannen muß, indessen ist er doch ziemlich fruchtbar. In der Nähe dieser Pfarrei an der Nord-Seite sind noch einige Hottentottische Kraalen (Dörfer).

An der West-Seite von Waveren liegt der Kapok-Berg; er hat seinen Namen von einem Gesträuche, dessen Blume in Indien Kapok genannt, eine Art von Watte giebt, und statt der Federn zu Betten gebraucht wird. Er ist auf seiner Spitze flach,

grasreich, und gewährt eine schöne Aussicht. Anderhalb Meilen entfernt ist der *Contreberg*, ein Aufenthaltsort der Paviane; noch andere umherliegende Berge heißen aus dieser Ursache Pavians-Berge.

An der Nordseite des Kapokberges und westlich von Waveren liegt das Thal *grüne Kloof*, 12 Meilen nördlich vom Kap. Zwischen dem Kapokberge im Süden und dem Langenberg erstreckt es sich nach Nord und West bis an den Strand des Meeres. Sein vieles Gras und die Menge von Kräutern scheinen ihm diese Benennung gegeben zu haben. Ein kleiner Fluß, dessen Wasser von den Bergen zu beiden Seiten fällt, und in der Ebene zusammenläuft, bewäßert es. Wegen der vielen Weiden behielt dasselbe die Kompagnie für sich, um ihr Schlachtvieh für die Schiffe und ihre Bedienten auf dem Kap daselbst zu mästen.

Im Norden von *Grünekloof* und *Waveren* liegt *das schwarze Land*, welches eine Pfarrei ausmacht, einen Prediger, eine Kirche und ein Pfarrhaus hat, und mit dem anliegenden *Waveren* in allen Stücken sehr übereinkommt.

Ausser den genannten Bezirken wurde von Einigen noch eine neue Kolonie im Osten des Kap, an der andern Seite der Hottentotten- und Stellenboschischen Berge angelegt. Sie besteht aus einigen Pflanz-Orten und zerstreuten Wohnungen längs der Küsten und Bayen bis an den Fluß St. *Christoph*. Der Gouverneur *Zwellingrebel* nannte sie nach sei-

nem Namen: Zwellendam; sie hat einen Rath, aber bisher weder Prediger noch Kirche.

Die Berichte über die Hottentotten oder die Landeseingebornen übergehen wir füglich; weil sie nicht das Resultat eigenen Forschens, sondern blos Auszüge und Zusammenstellungen aus Kolb, de la Caille und andern sind, und weil ferner diese Männer schon ihren Platz in dieser Taschenbibliothek unter dem Artikel: Afrika einnehmen. Zum Schlusse wollen wir noch einige allgemeine Bemerkungen nachbringen, um verdrüßlichen Wiederholungen, welche bei dem einen oder andern Punkte zu machen wären, auszuweichen.

Die ganze Kolonie des Kap's ist in 3 verschiedene Gerichtsbarkeiten und 6 Pfarrämter vertheilt. Die erste Gerichtsbarkeit ist die von der Kapstadt, mit einer Pfarrei; das Justiz-Kollegium (Raad van Justitie) spricht Urtheile und entscheidet in Berufungen.

Die zweite Gerichtsbarkeit ist Stellenbosch und Drakenstein, wo ein Landdrost und Räthe sind, welche in Stellenbosch sich versammeln. Diese hat 4 Pfarreien: Stellenbosch, Drakenstein, Zwarteland, und das Land van Waveren an der andern Seite der rothen Sandberge. Die dritte erstreckt sich über den Landstrich Zwellendam, und macht die sechste Pfarrei aus.

Das Civilwesen steht unter dem Gouverneur und

dem Polizei-Kollegium (Raad van Politie). Die Kolonie steht unmittelbar unter den Kammern der ostindischen Kompagnie in Holland. Das Polizei-Kollegium besteht aus 8 Personen, unter denen der Gouverneur als Vorstand sich befindet; im Justiz-Kollege aber hat der Kommendant den Vorsitz, und der Gouverneur unterzeichnet die Urtheile.

Die Bewohner des Kap's wissen noch keinen guten Gebrauch von Landes-Erzeugnissen zu machen. Die Art, ihre Weine aufzubewahren, vernachläßigen sie. Der Wein, welchen man gewöhnlich hier erhält, würde so gut seyn, als der französische Muskat-Wein von Frontignan oder Lünel, wenn sie ihre Weingärten nicht zu oft düngten, und den Wein gut zu säubern und zu behandeln wüßten. Um ihn wohl zu bewahren, müßen sie ihn stark schwefeln, dadurch wird er nicht nur scharf, sondern auch unangenehm vom Geschmacke. Besser gedeiht der Getraide-Bau.

Die weiter vom Kap entfernten Bewohner nähren sich von Butter und Käse, welchen sie von ihrem Viehe erhalten. Auch kommen die 60 — 80 Meilen von der Hauptstadt entfernten, jährlich zwei bis dreimal dahin, und bringen ein großes Faß gesalzene Butter mit; viel theurer als diese ist die frische Butter. Die Kostbarkeit der Wagen macht die Ueberlieferung der Waaren kostbar. Inzwischen muß man doch sehr oft dieses thun, um Korn an das Kap zu liefern. Daher kommt, daß weit entfernte Ländereien, wo

man Korn baut, so wenig Vortheil haben, und man weiter als auf einen gewissen Abstand von dem Kap keine andere Wohnungen als zur Viehzucht anlegen kann.

Die meisten Leute am Kap bereiten aus gutem Korne schlechtes Brod; dieses kommt theils daher, weil ihre Hand- und Wasser-Mühlen im schlechten Zustande sind, und theils, weil sie ihrem Brode kaum die nöthige Form geben. Herren und Sklaven essen einerlei Brod. Mit dem Biere geht es nicht besser.

Im Allgemeinen sind die Bewohner des Kap's nicht sehr arbeitsam. Sie geben sich nicht die Mühe, ihre Butter nach europäischer, oder besonders holländischer Art zu machen. Obgleich es frisches Fleisch im Ueberflusse am Kap gibt, so bewirthen sich die Einwohner doch nicht anders, als mit gesalzenem oder geräuchertem Fleische, gesalzenen oder getrockneten Fischen, welche stark gepfeffert und dann geröstet werden. Das Geflügel ist im Verhältnisse nicht so wohlfeil, als das Fleisch bei den Metzgern.

Indische Früchte werden sehr wenige am Kap gezogen. Die gewöhnlichste aus allen ist die Goujava; die Bananen und Ananas bedeuten wenig. Von den europäischen Früchten sind allein die Pfirschen, Aprikosen, Feigen, Quitten und Trauben vortrefflich; hingegen Aepfel, Birnen, Pflaumen, Nüße und Oranien-Aepfel in keiner großen Achtung.

Die gewöhnlichsten Arten von Wildpret in dem

Kap-Bezirke sind außer einigen Seevögeln und Wasserhühnern die Coedoes, verschiedene Böcke und Ziegen, Erdschweine, kapsche Maulwürfe genannt, Stachelschweine, Hasen u. s. w. Unter den Vögeln sind die Strauße, Fasane, Rebhühner, Wachteln, Gänse, wilde Enten u. s. w. die genießbaren. Auch ißt man eine Art Murmelthiere, welche sehr häufig auf den Bergen gefunden werden. Das Wild mit Ausnahme des Steinbocks ist nicht sehr schmackhaft. Unter den Fischen gibt es kaum 4 gute Arten.

Die Raubthiere halten sich jetzt weit vom Kap entfernt. Zuweilen kommen in dem heißesten Sommer einige Elephanten bis an den Bergfluß. Die Raubthiere, welche in den entferntesten Gegenden der holländischen Besitzungen sind, fliehen bei dem Anblicke eines Menschen; und stellen sich nur, im Falle sie überrascht würden, zur Gegenwehr. Kommt man nun an einen Fluß, so bedient man sich des Knalles seiner Peitsche, oder schießt sein Gewehr los.

Große Tiger gibt es hier keine mehr, dagegen aber Panther, Leoparden, Onken und Schakale. Unter den kleinen Raubthieren findet man hier einige, welche unerträglich stinken.

Die Bürger und Einwohner der Kap-Stadt pflegen sich nicht wechselseitig zum Mahle einzuladen; dafür aber kommen sie alle Abende um 6 Uhr zusammen, und rauchen, trinken und spielen.

Will ein Herr einen Sklaven frei machen, so

muß er zuerst getauft werden, dann wird er zum Bürger angenommen. Weil aber der Herr verpflichtet ist, 500 Reichsthaler der Kirche zu versichern, so geschieht es selten.

Ehemals kamen die Sklaven der Kompagnie von Madagaskar; aber die Eifersucht der Franzosen zwang sie, sich mit einigen Maleyen aus Indien zu begnügen. Sie gewöhnen sich schwer an das Klima.

Nachdem der Hauptmann Hop die gehörigen Weisungen erhalten, und die freiwilligen Begleiter sich gestellt hatten, ging den 16. Juli die Reise von dem Kap ab. Drei Wagen, jeder mit 10 Ochsen bespannt, waren außer 900 Pf. Schießpulver und 2010 Pf. Blei noch mit verschiedenen nothwendigen Geräthschaften und einigen Kleinigkeiten beladen. Der Feldmesser Karl Friedrich Brink mußte über die zu entdeckenden Länder nicht nur eine genaue Karte verfertigen, sondern auch die täglichen Ereignisse aufzeichnen.

Nach einem Marsche von 3 Meilen kamen wir an den Kuh-Berg; den 16. Juli an den Platz Elephanten-Berg, wo wir bis den 18. blieben. Nach 3 1/2 Meilen langten wir an dem Diep-Rivier an, zogen den 19. die Spalte des Gebirges, Riebeeks-Kastel, und kamen nach einer Reise von 3 Meilen auf dem Platze des Landmannes Witske an, wo inzwischen unser Hauptmann angekommen war.

Am 20. erreichten wir nach 3 1/2 Meilen die Honig-Berge, nahmen den 21. unsern Weg ganz nach Nord, bis zum Berg-Rivier, welchen wir 4 1/2 Fuß tief fanden. Vom 22.—31. passirten wir das Thal Knolle-Valley, den Platz Groene-Valley an dem Piquet-Berge, den Platz de Kruys, weiter nördlicher den Weideplatz Berg-Valley, ferner den Viehplatz Brandenburg, und endlich die Ratels-Klippe. Der ganze Weg betrug 16 1/2 Meile.

Den 1. August mußten wir wegen der Schwäche unsers Zugviehes, und wegen der schlechten Wege nach 1 1/2 Meilen an dem sogenannten Herren-Wohnort halten. Den 2. blieben wir nach 2 1/2 Meilen auf dem Weideplatz des Bauern Pieter van Zuyl am Elephanten-Flusse, auf der südl. Br. 31° 40′ und Länge 38° 18′. Auf der andern Seite des Elephanten-Flusses zogen wir 1 1/2 Meilen weiter, machten an einem völlig ausgetrocknetem Flusse Halt, und hatten hier 31° 35′ Breite und 38° 20′ Länge. Am 8. war unser zurückgelegter Weg und Entfernung nach N. W. 3 3/4 Meilen, 31° 32′ Br. und 38° 9′ Länge, am 9. nahmen wir unsern Ruheplatz an der Salpeter-Klippe, lagerten uns wieder zur Seite des Elephanten-Flusses an dem Platze Krekenaap oder Backofen; unser zurükgelegter Weg und Entfernung war Nordwest 2 Meilen, und die Breite 31° 29′, die Länge aber 37° 47′.

Nach genommener Abrede fanden wir hier alle übrigen zu unserer Gesellschaft gehörigen Personen mit ihren Wagen. Unsere Gesellschaft bestand nun aus 17 Europäern, und 68 Bastard-Hottentotten. Wir hatten einen Zug von 15 Wagen, deren jeder mit 10 Ochsen bespannt war.

Nachdem wir den 16. Aug. 4 Meilen zurückgelegt hatten, blieben wir an einer Quelle, welche an einem Berge liegt, der Elephanten-Kraal heißt. Wir hatten hier die Breite von 31° 26′ und 37° 37 1/4′ Länge. Wegen der Ermattung unsers Viehes ruhten wir bis zum 19. aus, wo wir bis an den runden Berg gingen. Unser Weg und Entfernung war Nord-West 3 1/2 Meilen 31° 17′ Br. und 37° 23′ L. Den 20. ruhten wir nach 3 3/4 Meilen Nord-West bei dem Berge Elephanten-Kopf, 31° 7′ Br. und 37° 12 1/2′ L.; den 21. an der Klipfontyn N. N. W. 3 3/4 M., 30° 56′ Br. und 37° 7 1/2 L. Den 22. gingen wir bis an den rothen Hügel nördlich 2 3/4 Meilen, 30° 45′ Br. und 37° 7 1/2 L. Da wir den 24. nach 4 1/2 Meile bis zum Groene-Rivier gekommen waren, so schlugen wir unser Lager an der Stelle, wo dieser Fluß sich mit dem schwarzen Dorn-Rivier vereinigt, 30° 28′ Br. und 37° 7 1/2′ Länge.

Dieser Landstrich, von dem Elephanten-Flusse bis hieher, gemeinlich Amacquasland genannt, erstreckt sich nach Süd bis an den Elephanten-Fluß,

nach West an die See, nach Nord an den Groene-Rivier, nach Ost an das Böckefeld, und liegt unter der südl. Breite von 30° 31′ bis 31° 30′. Er ist durchgängig trocken und sandig, nach West mit hohen Rücken, nach Ost mit hohen klippigen Gebirgen besetzt, und hat keine fliessenden Ströme, sondern nur einige Quellen. Man findet hier kein Zimmerholz, sondern an den Ufern der ausgetrockneten Flüße blos Dornbüsche, und auf dem flachen Felde kleine Büsche und Gras. Dieser Landstrich ist nur wenig bevölkert, und hat nicht viel großes Wild, ausgenommen am Strande, wo sich viele Elephanten aufhalten.

Den 30. brachen wir von Groene-Rivier auf, blieben an einem kleinen ausgetrockneten Flusse, so daß wir 2 1/2 M. machten; die Breite 30° 18′ und die Länge 37° 7 1/2′. Den 31. setzten wir unsere Reise fort bis an die Klipp-Valley bei einem Amacquas-Kraal, Nord zum Osten 4 Meilen, 30° 4′ Br. 37° 11′ Länge.

Den 2. Sept. lagerten wir an einer Quelle, wo die Amacquas (Hottentotten-Stämme) verschiedener Kraale zu uns kamen und einige Schlachtthiere zum Tauschen mit sich brachten; nördlich 1/2 Meile 30° 2′ Br., und 37° 11′ Länge. Den 4. blieben wir an einem Dornbaum-Flüßchen, wo es nach einer Entfernung von 3 Meilen in die See sich ergießt: nördlich 1 1/4 Meile, 29° 51′ Br. und 37° 11′ L.

Den 6. lagerten wir uns in der Aloe-Kluft, nördlich 1 1/4 M., 29° 51′ Br. und 37° 11′ L. Umher fanden wir viele Aloe-Bäume, fast alle mit sehr schönen Kronen, deren Blätter ungefähr einen Fuß lang, und von hinten 3 Fuß breit waren, nach dem Ende spitzig zuliefen, und an beiden Seiten mit kleinen Dornen besetzt waren. Den 8. blieben wir an dem großen Sand-Rivier, nördlich 1 3/4 M., 29° 44′ Br. 37° 11′ Länge. Sein Wasser war ziemlich salzig, er selbst verlor sich an manchen Stellen im Lande. Den 11. kamen wir an die Quelle Tigerfontyn. Der Lauf unseres Weges und die Entfernung waren N. W. 3 1/2 M. 29° 34′ Br. 37° 11′ L. Den 12. reisten wir zu einem ähnlichen kleinen Flusse, welcher vor der Kluft der Kupferberge ist, N. O. 3 1/2 M. 29° 24′ Br. 37° 11′ L. Den 13ten überschritten wir diese Kluft, an deren Ausgang wir die Berge selbst fanden, welche Simon van der Stel 1685 bearbeiten ließ. Durch eine geräumige Ebene gereist traffen wir noch 3 kleine Kupferberge, bei deren letztem wir unsern Ruheplatz nahmen, N. N. O. 1 3/4 Meilen, 29° 17′ Br. 37° 14′ Länge.

Den 15. lagerten wir uns an der Quelle de Poort, wo das hohe Gebirg der kleinen Namaequas sich endigt, nördlich 1 3/4 M. 29° 10′ Br. 37° 14′ Länge. Den 16. fanden wir bei einem ausgetrocknetem Flusse eine faule Quelle, nördlich 2 1/2 M. 29° Br. 37° 14′ L. Den 19. kamen wir an den Anfang des hohen

Gebirges, welches längs des großen Flusses sich ausbreitet. Wir fanden diesen Fluß schnell strömend, mit steilen Ufern, an beiden Seiten mit hohen Felsgebirgen, und in der Länge mit Weiden und Dornen besetzt. In seinem gewöhnlichen Ufer ist er 1052 Rheinische Fuß breit, und überströmt sehr zur Regenzeit an beiden Seiten. Er enthält viele Fische, besonders Karpen und Seekühe (Flußpferde) in Menge. Er nimmt seinen Anfang ungefähr 25° südl. Breite, fließt ganz südlich, durch kleine Flüße verstärkt bildet er auf der Breite von 28 Graden einen Bogen, und fließt nachher gegen West in die See. Die Bewohner nennen das Ende auch wohl Charie. Unser zurückgelegter Weg und Entfernung war N. N. O. 5 Meilen, 28° 42′ Br. 31° 22′ Länge.

Den 21sten machten wir Anstalten unser Reise-Geräthe von den kleinen Namacquas an die andere Seite nach den großen Namacquas überzusetzen. Den Lauf des Flusses, als auch die Gegenden, welche nach der Mündung des Flusses liegen, in Augenschein zu nehmen, machte das hohe und steile Gebirge unmöglich, welches in einigen Stellen so nahe am Flusse lag, daß man an diesen nicht vorbeikommen konnte. Wir suchten also hinter den Bergen einen Weg, gingen 2 Tage über ein schweres, felsiges Gebirge und fanden endlich einen engen Weg nach dem Flusse, welcher ein Schlupfwinkel der Buschmänner war, wie wir aus verschiedenen Zeichen sahen. Auch

entdeckten wir längs des Flusses verschiedene kleine Ebenen mit See-Küh-Gruppen, und sahen, daß das hohe Gebirge längs des Flusses sich zog, ohne daß wir dessen Ende nach West sehen konnten. Die Unsicherheit, Trinkwasser anzutreffen, nöthigte uns den 26sten, in unser Lager zurückzukehren. Unterdessen erhielten die großen Namacquas von den kleinen Nachricht über unsere Ankunft, und schickten 15 große Namacquas nebst 2 Schlachtthieren und einigen Hammeln zu unserem Empfange.

Der Bezirk des Landes vom grünen bis zum großen Flusse, eigentlich das Land der kleinen Namacquas, grenzt gegen West an die See, gegen Nord an das Land der großen Namacquas, gegen Ost an das der Buschmänner, und gegen Süd an die Amacquas, und liegt unter der südl. Breite von 28° 42′ bis 30° 30′. Es ist übrigens ein trocknes und sandiges Land, ohne beständig fließende Ströme. Die größten zu Zeit austrocknenden Flüsse sind: der schwarze Dornfluß, der grüne und große Sandfluß. Diese entspringen auf dem hohen Gebirge nord-östlich, ergießen sich in die See, meistens durch felsige Gebirge, auf welchen weder Gras noch Laub wächst. Auch findet man in diesem Striche Landes längs der Flüsse einige hohe Dornbäume und auf dem flachen Felde lange Stauden-Gewächse, deren größter Theil Milchbüsche ausmacht.

Die kleinern Namacquas sind von Natur

sehr träge und furchtsam, und wegen ihres wenigen Viehes sehr armselig. Nichts destoweniger werden sie stets von den Buschmännern beunruhigt, ihres Lebens und Viehes beraubt.

Den 29sten zogen wir mit allen Wagen glücklich über den Fluß; und mit uns fast 300 kleine Namacquas, Männer, Frauen und Kinder. Sie wollten ihre Freunde unter den großen Namacquas besuchen: denn die Furcht vor den Buschmännern hielt sie zurück. Gegen Abend zogen wir durch einen Hohlweg, und lagerten uns bei einer Quelle, deren Wasser wir stinkend fanden. Unser zurückgelegter Weg war Nord-Ost zu Nord 1 1/2 M., 28° 36′ Br. 37° 26′ L. Den 30sten kamen wir über felsige Gebirge zu einem Hottentotten-Kraal mit einer sehr morastig schmeckenden Quelle. Unser Weg und Entfernung war Nord-Ost zum Nord 3 1/2 M., 28° 24′ Br. 37° 34′ L.

Den 1. Oktober zogen wir zwischen dem Gebirge ab, kamen an den Löwen-Fluß, welcher nördlich bei der Bergquelle entspringt, und sich von hier südöstlich in den großen Fluß (de groote Rivier) ergießt, und seinen Namen von den vielen daselbst sich aufhaltenden Löwen erhalten hat. Längs der Ufer ist dieser Fluß mit Bäumen von rothem Holz und mit Dornbüschen versehen. Den Fluß fanden wir trocken, nahmen aber doch Zeichen am Ufer von seinem hohen Anschwellen wahr. Als wir zu einem Kraale der großen Namacquas gekommen waren, flüchteten die

jungen Bewohner, weil sie einige unserer Leute zu Pferde kommen sahen. Als wir die alten Männer und Weiber mit Dago und Tabak beschenkten, kamen die Entflohenen allmählich geschlichen. Unsern Ruheplatz nahmen wir bei der Wassergrube, falsche Drift, und hatten heute nur 1 1/4 M. Nord-Ost zum Nord gemacht, auf 28° 18′ Br. 37° 36′ L. Den 4ten nahmen wir unsern Weg längs des Löwen-Flusses und lagerten uns an der Quelle Vogelfontyn. Hier endigt sich das Gebirge, und es fängt eine weite mit Gras bedeckte Ebene an. Unser Lauf und Weite des Weges war 1 1/2 M., 28° 10′ Br. 37° 39′ L.

Den 5ten zogen wir noch weiter längs des Flusses, blieben bei einem warmen Bade, welches eine beständig laufende Quelle ist, deren Wasser immer eine gemäßigte Wärme hat. Sie liegt etwa 200 Schritte an der Ostseite des Flusses auf einem kleinen felsartigen Hügel. Der Boden umher war morastig, und das Salz lag an den Seiten des Wassers einen Finger hoch aufgetrocknet. Hier sahen wir auch die ersten Kameloпardales (Giraffe). Ein Weibchen tödteten wir und fingen ein junges. Den Körper des getödteten Thieres fanden wir einer Kuh, seinen Hals und Kopf aber einem Pferde am ähnlichsten. Seine Höhe von der Vorderklaue bis zum Kopfe war 17 Fuß, und die Länge des Körpers verhielt sich gegen die Höhe, wie eins zu zwei. Am Halse herab ist es von weißer Farbe, und von vorne mit hellbraunen rauten-

förmigen Flecken gesprengelt, auf dem Hinterleibe eben so, doch ein wenig bräunlicher gezeichnet. Vor dem Kopfe hat es zwei Hörner, beinahe einen Fuß lang, welche gerade stehen, und mit einer haarigen Haut überzogen sind. Es sucht hauptsächlich seine Nahrung an den hohen Rothholz-Bäumen; wenn es etwas von dem Boden nehmen will, so muß es sich wegen seines hohen Vorderleibes auf die Knie legen. Wir fanden hier 28° 5′ Breite 37° 41′ Länge, und hatten heute nur 1 1/2 Meile nord-nord-ost zurückgelegt.

Den 10ten zogen wir noch weiter am Flusse fort, mußten aber wegen Mangels an Wasser noch bis zur Rietfontyn gehen. Die abgematteten Thiere blieben mit den Wagen zurück. Der von uns gefangene junge Kamelpardalis war trotz aller angewandten Mühe gestorben. Wir waren jetzt NNW. 2 1/2 Meile gekommen, auf 27° 56′ Breite und 37° 37′ Länge. Den 11ten folgten die Kompagnie-Wagen, auch der Rietfontyn nach; NNW. 3 Meilen, 27° 45′ Br. 37° 32′ Länge. Den 13ten verlegten wir unser Lager eine Viertelmeile nordöstlich bis an die frische Quelle (verse Fontyn). Den 15ten zogen wir 1/2 Meile Nord zum Westen bis an die Rietvalley, durch welche der Löwenfluß lauft. Den 18ten gingen wir längs des Flusses bis zur Sprink-Bekke-Fontyn, nördlich 2 Meilen, 27° 34′ Br. 37° 32′ L. Den 19ten nahmen wir unsern Ruheplatz bei der Renoster-

Fontyn, wo auf 2 Stunden, gerade vor uns hin, die Gras-Ebene endigte, und dagegen ein hohes und flaches Gebirg seinen Anfang nahm. Wir waren nun in Norden 1 1/4 Meile weiter auf 27° 20′ Br. 37° 32 1/2 L. Den 22sten gingen wir bei einem hottentottischen Kraal einen Hohlweg, kamen darauf in eine Ebene und lagerten uns den 23sten frühe wieder längs des Löwenflusses; Nord zum Osten 4 Meilen, 27° 16′ Br. 37° 35′ Länge.

Den 24sten verlegten wir unser Lager 1/4 Meile nördlich bis zur Peilhühner-Fontyn. Ueber einen hier und dort mit schweren Klippen besetzten Weg kamen wir zur Berg-Fontyn; Nord zum Osten 1 1/2 M., 27° 11′ Br. 37° 36′ L. Den 28sten reisten wir noch zwischen dem flachen Gebirge hin, lagerten uns darauf am Draay-Flusse, welchen wir nicht ausgetrocknet fanden. Er entspringt bei der steilen Kluft, und ergießt sich zur Regenzeit südöstlich in den großen Fluß. Längs desselben findet man schöne und dicke Rothholz-Bäume und zwischen dem Gebirge gute Kornfelder. Wir waren nun Ost zum Nord 1 1/4 M., 27° 10 1/2 Br. 37° 41′ Länge. Den 31sten zogen wir zwischen dem Gebirge längs des Flusses durch ein schönes Gras-Feld, und bezogen an dem langen Berge ein Lager, Nord-Ost zu Ost 1 1/2 M., 27° 8′ Br. 37° 44′ Länge.

Den 1. November mußten wir in verschiedener Richtung den Weg nehmen, um durch einen ausge-

trockneten Fluß, der mit steilen Ufern besetzt war, zu kommen. Wir kamen Morgens an den Rietkuyl, wo wir gutes Wasser und Weide für unser Vieh fanden, NNW. 3 3/4 M., 27° 6′ Br. 37° 42′ L. Den 4ten lagerten wir am Klipkuyl, Nord zum West 1 3/4 M., 27° Br. 37° 41′ L.; den 6ten verlegten wir unser Lager an den Fluß, Nord zu Ost, 26° 28′ Br. 37° 43′ L.

Da sich einige zur Gesellschaft gehörige Personen über den mühsamen und beschwerlichen Zug beklagten; da man nach dem Berichte der Kundschafter keine besseren Wege zu erwarten hatte, ohne bis heute noch einige gegründete Nachrichten von einer in Leinwand gekleideten bräunlichen Nation erhalten zu haben, zu deren Entdeckung die Reise hauptsächlich unternommen worden wäre; so fand der Kommandant für gut, die ganze Gesellschaft zu versammeln, allen die genannten Schwierigkeiten vorzustellen und zu berathen, was das Beste zu thun sey. Nach gegenseitigen Vorschlägen kam man endlich darin überein, daß es das Beste sey, 4 bis 5 von der Gesellschaft, von einigen Hottentotten begleitet, auszuschicken, um das vor uns liegende Land näher zu untersuchen, und von den dort befindlichen Einwohnern einige nähere Nachricht über die in Leinwand gekleidete Nation einzuziehen. Wir warteten mit dem übrigen Zuge hier auf sie. Bei ihrer Zurückkunft erzählten sie: daß sie bei 3 Namacquas-Kraalen gewesen seyen,

und nach braungelben Völkern sich erkundigt hätten. Diese hätten ihnen erzählt: daß noch weiter nach Norden eine Nation sich fände, die, gleich uns, Kleider und langes Haupthaar hätte, aber von brauner Gesichtsfarbe wäre; andere hingegen hätten gesagt, daß diese Völker keine Kleider, sondern nur Häute oder Crossen trügen, ohne daß Jemand die Nation gesehen hätte; selbst die meisten Namacquas hätten bezeugt, nichts von jener Nation zu wissen. Bei diesem Berichte beschloßen wir gleichwohl den Zug noch einige Tage fortzusetzen, in der Hoffnung, nähere Entdeckungen zu machen.

Den 13ten theilte sich der Zug wegen Seltenheit des Wassers. Wir gingen den Tag und die Nacht einen steilen, felsigen Hohlweg nebst einigen steinigen Bergrücken und setzten den 14ten unsern Weg bis zum Büffel-Flusse fort, welcher gegenwärtig ausgetrocknet war, im Winter aber sich nach Nord-West in den Gamma-Fluß ergießt. Unsere Richtung und Länge des Weges war Nord zum Osten 5 Meilen, 26° 43'. Br. 37° 45' L. Den 16ten kamen wir zu dem Hottentotten-Kraal Dwaalhök; Nord zu West 2 Meilen, 26° 34' Br. 37° 43' L. Den 17ten zogen wir über einen ausgetrockneten Fluß, kamen nachher aus dem Gebirge in eine schöne Gras-Ebene und lagerten Abends bei einem Hottentotten-Kraal; wir hatten 2 1/2 M. zurückgelegt, 26° 26' Br. 37° 43' L. Den 19. blieben wir bei einem alten verlassenen Namac-

quas-Kraal; NNW. 3/4 M. 26° 24′ Br. 37° 42′ L.; den 22sten bei einem großen Namacquas-Kraal am Gamma-Fluß; er war jetzt trocken. Er entspringt des Winters bei der steilen Kloof, verstärkt sich auf beiden Seiten mit andern Flüssen, und ergießt sich alsdann in den Fisch-Fluß. Das vor uns liegende, meist flache Land hat doch hier und dort einige kleine Berge, mit Gras und Rhinozeros-Büschen bewachsene Felder, und mit Rothholz und Dornbüschen besetzte Flüsse. Auch sahen wir in den Ebenen große Gruppen wilder Thiere, nämlich Nashörner, Kamelopardales, Büffel, weiße wilde Pferde, Esel oder Quachas, Coedoes (Kudus), Gemsböcke, Hirsche, wie auch Auerochsen. Letztere gleichen einem gewöhnlichen Ochsen, außer daß sie größer und von aschgrauer Farbe sind. Sie haben einen kleinen Kopf, kurze Hörner, langes krauses Haar auf der Brust und zwischen den Hörnern, und einen langen Bart wie die Böcke; sie sind sehr schnellfüßig, deßwegen heißt dieses Thier bei den Namacquas der Herr (de Baas). Unsere Richtung und Länge des Weges war Nord-West 2 Meilen, 26° 18′ Br. 37° 39′ Länge.

Den 2. Dezember kamen die Kundschafter Coethee und Marais zurück, und berichteten, daß sie nach 3 Tagen an den Fisch-Fluß gekommen seyen, einen guten Weg aber wenig Wasser gefunden hätten, und daß die dort wohnenden Hottentotten durch Graben das Brunnen-Wasser für ihr Vieh suchen müß-

ten. Der Fisch-Fluß war ausgetrocknet, und hatte nur an einigen Stellen Gruben mit Wasser. An beiden Seiten des Flusses fanden sie viele Gras-Weiden. Sie erzählten: die Hottentotten daselbst hätten reichlich Vieh, auch gäbe es wilde Thiere, besonders Elephanten in Menge. Von dem Damrocquas-Volke hätten sie keine sichere Nachrichten erhalten können. Ihre Wegweiser hätten erzählt: daß sie bei einer weiter vorwärts wohnenden Nation gewesen seyen, die schwärzer als die Namacquas wären, langes Haupthaar hätten, auf der Brust rauh, im Gesichte zerschnitten wären, und Crossen von Thierfellen hätten. Diese Völker wohnten in hölzernen Hütten, und nährten sich vom Landbau und Tabak. In dieser Gegend würde nicht nur viel Vieh, sondern auch Kupfer-Minen gefunden. Noch hätten ihnen diese Wegweiser einen Berg gezeigt, der gerade vor uns gegen Nord läge, wo nach ihrer Aussage das Land der Damrocquas, auch Tamacquas von ihnen genannt, seinen Anfang nähme, und sich westlich nach der See erstreckte. Sie hätten ihnen auch Korallen gezeigt, und einiges Kupfer, welches von einem andern Volke gebracht würde, das noch weiter vorwärts wohnte, und gelb oder bräunlich von Farbe sey, und Sondamocquas oder von andern Bricquas oder Birinas genannt würde. Sie wollten uns zu diesen führen, aber jetzt sey es wegen der trocknen Jahreszeit unmöglich.

Nachdem man den Bericht dieser Männer vernommen hatte, drangen alle auf schleunige Rückreise nach dem Kap. Es wurde dann beschlossen, auf demselben Wege wieder zurückzureisen. Wir befanden uns hier 120 1/2 Meile recht nördlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, 5 3/4 Meile westlicher als die gerade Nordlinie, und 21 3/4 Meile gerade nach Norden weiter, als Jakob Coetsee im Jahre 1760 war.

Dieser ganze Landstrich von dem großen Flusse bis hierher heißt das Land der großen Namacquas. Seine Grenzen sind gegen West die See, gegen Nord das Land von St. Thomas; gegen Ost die Bricquas und Enicquas, und gegen Süd das Land der kleinen Namacquas. Es liegt unter der südl. Breite von 25° bis 28° 42'. Das Land selbst besteht nach Süd und West meistens aus hohen Felsengebirgen, auf welchen weder Gras noch Laub wächst; nach Ost und Nord hat es schöne Grasfelder, auf welchen sehr viele wilde Thiere, als: Elephanten, Nashörner, Giraffen, Auerochsen, Büffel, wilde Pferde, Zebra, Coedoes, Gemsenböcke und Hirsche sich aufhalten. Das Land durchströmen der große und der Fisch-Fluß, der Löwen-Fluß, der Draay- und Gamma-Fluß; der große Fluß ist der einzige unter ihnen, welcher nicht austrocknet. Er entspringt auf ungefähr 25° südl. Breite, fließt nach-

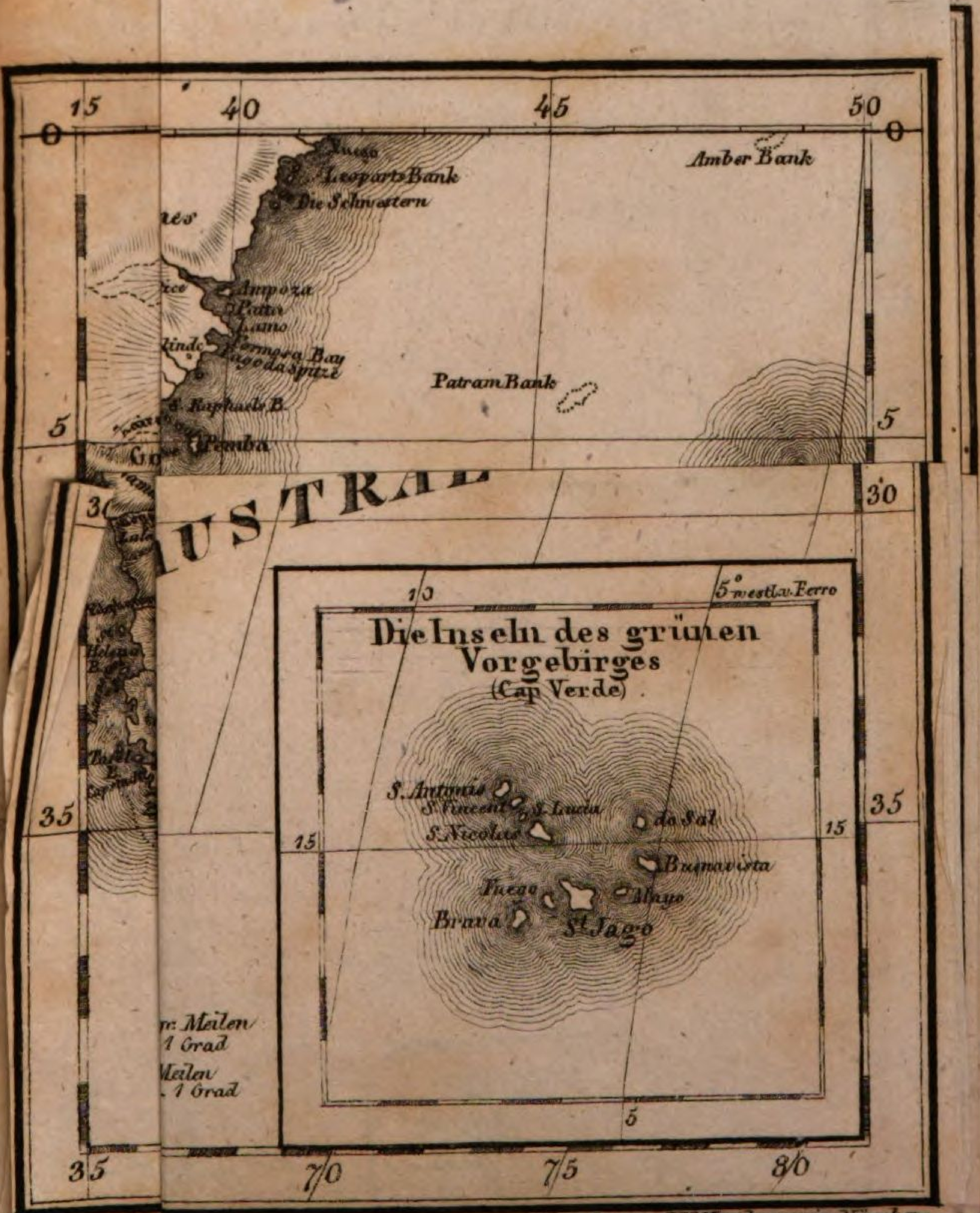
her südlich, vereinigt sich westlich mit dem Draay- und Löwen-Flusse, bildet alsdann auf 28° einen Bogen, und fließt westlich in die See. Er bildet die Grenze der großen Namacquais nach Ost zwischen den Bricquas und Enicquas, und nach Süd zwischen den kleinen Namacquas.

Der Fisch-Fluß entsteht ungefähr auf der Breite von 25°, fließt ganz südlich durch die Mitte des Landstriches, verstärkt sich im Osten mit dem Gamma-Flusse, vereinigt sich dicht an der See mit dem großen Flusse, trocknet aber im Sommer aus. So geht es auch dem Löwen-, Draay- und Gamma-Flusse. Die meisten sind mit Weiden und Dornbüschen und einigen Bäumen eingefaßt, welche durchgängig die Größe gewöhnlicher Eichen, ein dem Brasilien-Holze sehr ähnliches Holz, und ein der Tamarinde sehr nahe kommendes Blatt haben. Sie tragen eine halbmondförmige Hülse, in welcher der Saame eingeschlossen ist, der aus einigen kleinen braunen Bohnen besteht. Das Klima ist überhaupt sehr rein und gemäßigt, und macht die Einwohner sehr gesund. Doch herrschte die Blattern-Epidemie, welche man 1755 am Kap gehabt hatte, zu gleicher Zeit auch bei dieser Nation. Nichts destoweniger sind die großen Namacquas jetzt noch sehr zahlreich, leben in kleine Kraale vertheilt, ohne irgend ein Oberhaupt, unter sich friedlich. Ihr Reichthum

besteht in Vieh; Eisen und Korallen lieben sie am meisten.

Den 7. Dezember 1761 trat die Gesellschaft ihre Rückreise an, und langte am 7. April 1762 nach vielen ausgestandenen Beschwerden glücklich am Kap an.

Bayerische Staatsbibliothek München



Gestochen von I.N. Hamberger in Nürnberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen von d. Erfindung d. Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten

Bd.: 66. 1831

Nürnberg 1831

It.coll. 227 h-2,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466114-0